

Master-Thesis

Zusammen leben in der Wohngemeinschaft

Geflüchtete als Mitbewohner*innen

Erstgutachter: Prof. Thomas Faist PhD
Zweitgutachterin: Dr. Claudia Machold

Kathrin Maria Elisabeth Henneberger

13.1.2017

Inhaltsverzeichnis

I. Flüchtlingsthematik und Polarisierung der Gesellschaft.....	1
II. Hintergrundkapitel: Aktuelle Situation von Geflüchteten in Deutschland	3
1. Entwicklung der <i>Flüchtlingskrise</i> 2015	3
2. Begriffsklärung und rechtliche Situation	5
3. Wohnsituation von Geflüchteten.....	6
III. Theoretischer Hintergrund und Forschungsstand	8
1. Zivilgesellschaft und Geflüchtete	8
a) Zivilgesellschaft, Kosmopolitisierung und Kosmopolitismus von unten	8
b) Zivilgesellschaftliches Engagement für Geflüchtete.....	13
2. Wohngemeinschaften und Bedeutung von Wohnen.....	15
3. Der (Gruppen-)Fremde, Etablierte und Außenseiter	21
IV. Methodisches Vorgehen	23
1. Konzeption und Feldzugang	23
2. Datenerhebung und Analyse.....	26
3. Beschreibung des Samples	28
V. Ergebnisdarstellung.....	30
1. Motive für die Entscheidung für Geflüchtete als Mitbewohner*innen	31
2. Auswahl der neuen Mitbewohner*innen	40
3. Zusammenleben in der WG.....	45
a) Vorstellungen vom Zusammenleben in WGs	45
b) Besonderheiten von WG als Wohnform	49
c) Äußere Einflüsse auf das Leben mit geflüchteten Mitbewohner*innen	54
d) Veränderungen in der WG durch die neuen Mitbewohner*innen.....	57
e) Veränderungen für das eigene Leben und persönliche Einstellungen.....	63
VI. WGs und Geflüchtete: Engagement oder normaler Alltag? Gast oder Mitbewohner*in?.....	66
VII. Fazit und Ausblick.....	71
VIII. Literaturverzeichnis.....	75
IX. Anhang.....	78

I. Flüchtlingsthematik und Polarisierung der Gesellschaft

Spätestens seit dem Frühsommer 2015 ist das beherrschende Thema auf der politischen Agenda in Europa die sogenannte *Flüchtlingskrise*. Besonders in Deutschland gab und gibt es aktuell kaum ein mehr diskutiertes Thema. Entsprechend wurde *Flüchtlinge* von der Gesellschaft für Deutsche Sprache zum Wort des Jahres 2015 gekürt¹. Vor allem in Folge von Bürgerkriegen im Nahen und Mittleren Osten, instabiler politischer Lage, Verfolgung und sozialen Ungleichheiten weltweit flüchteten vermehrt Menschen nach Europa. Mit der zunehmenden Anzahl flüchtender Menschen, die sich auf den Weg nach Mittel- und Westeuropa machten, erreichte das Thema auch eine breitere Öffentlichkeit. Durch Massenmedien und soziale Medien überquerten fortan berührende Bilder von Bootsunglücken und geflüchteten Menschen auf Fußmärschen oder in Lagern, die Grenzen und bahnten sich ihren Weg in die deutschen Wohnzimmer.

Verbunden mit dieser Entwicklung kam es zu einer Verunsicherung und Radikalisierung von Teilen der Bevölkerung, die ihre Vorboten schon im Herbst 2014 hatte: Damals begannen Demonstrationen von PEGIDA, den selbsternannten *Patriotischen Europäern*, die sich gegen eine *Islamisierung des Abendlandes* einsetzen wollen. Teilweise trafen sich, vor allem in Dresden, an Montagabenden bis zu 20.000 *Spaziergänger* (vgl. Zick et al. 2015: 21). Während sich diese Bewegung nicht wie geplant bundesweit erfolgreich ausdehnen konnte, erstarkte jedoch die mit ihr sympathisierende rechtspopulistische² Partei AfD (Alternative für Deutschland), die die Stimmung unter den PEGIDA-Anhänger*innen aufnahm und für sich zu nutzen wusste³. Wenn offiziell auch von einer Abgrenzung zu Gewalt die Rede ist, radikalisierte PEGIDA doch den Antiflüchtlingsdiskurs und bestärkte Rechtsextremist*innen, so dass die Zahl rassistisch motivierter Straftaten drastisch zunahm (vgl. Sundermeyer 2015: 177). An fast jedem dritten Tag brannte im Jahr 2015 eine (geplante) Flüchtlingsunterkunft; das BKA zählte 924 Straftaten gegen Flüchtlingsunterkünfte – mehr als viermal so viele wie im Vorjahr (vgl. Pro Asyl 2016).

¹ Vgl. dazu Gesellschaft für Deutsche Sprache (2015). Bezeichnenderweise wurde kurze Zeit später von der „Sprachkritischen Aktion Unwort des Jahres“ der Begriff *Gutmensch* als Unwort des Jahres gewählt. Mit dieser Beschimpfung werden insbesondere in der Flüchtlingshilfe Aktive als naiv und weltfremd diffamiert (vgl. Sprachkritische Aktion Unwort des Jahres 2015).

² Unter Rechtspopulismus wird eine politische Strategie verstanden, die komplexe Sachverhalte so vereinfacht, dass objektive Tatsachen ohne Chance gegen „gefühlte Wahrheiten“ sind, Stimmungen „aus dem Volk“ aufgreift und sie zusammenschmiedet (z.B. „wir“ gegen „die da oben“ „die Lügenpresse“ „die Fremden“), um sie für eigene Machtansprüche gebrauchen zu können (vgl. Zick et al. 2015: 24f.).

³ Nach dem Einzug in das Europäische Parlament 2014 als ersten Wahlerfolg zog die Partei bei allen Landtagswahlen der letzten zwei Jahre in die Landtage ein – seit 2016 mit zweistelligen Ergebnissen in ost- wie westdeutschen Bundesländern, in Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern sogar als zweitstärkste Kraft (vgl. dazu BpB 2016).

Zwar haben rechtspopulistische Einstellungen nach einer aktuellen Studie nicht zugenommen, sind jedoch salonfähiger geworden und äußern sich nun radikaler (vgl. Zick et al. 2015: 39ff.). PEGIDA hat somit den Boden für Gewalt gegen Geflüchtete und ihre Unterkünfte bereitet – diese wird eigentlich mehrheitlich von Rechtsextremen verübt, nun aber auch von vorher unauffälligen, nicht-organisierten Einzeltäter*innen oder Kleingruppen (vgl. Zick et al. 2015: 27). Wenn es auch Einzelpersonen sind, die diese Straftaten begehen, so ist es doch der Rückhalt der großen Masse, die die Gewalt durch rechtspopulistische Parolen mitbefeuert, der zu solchen Taten anstiftet und ermutigt (vgl. Zick et al. 2015: 42). Große Demonstrationen gegen Geflüchtete und Ausländer*innen insgesamt sind ein Novum für die neuere deutsche Geschichte. So kann gesagt werden, dass das Aufkommen von PEGIDA eine Zäsur für Deutschland darstellt, womöglich seine bisherige, historisch bedingte „Sonderrolle in Bezug auf Rechtspopulismus und Rechtsextremismus“ (Sundermeyer 2015: 177) damit zu einem Ende gekommen ist: Offene Ablehnung und Hass gegenüber Geflüchteten und anderen Minderheiten sind nun sichtbar geworden.

Allerdings ist dies nicht die einzige Reaktion auf die Herausforderung für die Aufnahmegesellschaft durch die Flüchtlingssituation. Vielmehr zeigt sich die Gesellschaft polarisiert. Zahlreiche Bürger*innen engagieren sich für Geflüchtete und bemühen sich um eine *Willkommenskultur*⁴. Nachdem in den letzten Jahren die Infrastruktur für die Aufnahme von Geflüchteten zurückgebaut wurde, mangelte es vor allem zu Anfang an Unterkünften und Personal – aufgefangen wurden und werden viele anfallende Aufgaben durch Ehrenamtliche (vgl. Daphi 2016: 35). Dabei finden sich etablierte Formen des Engagements wie Bildungsangebote, praktische Lebenshilfe und Kontakte – typische Beispiele hierfür sind Deutschunterricht, Begleitung bei Arztbesuchen oder Begegnungscafés (vgl. dazu auch Han-Broich 2012: 42). Neu ist vor allem ein kurzfristiges, spontanes Engagement, denkt man etwa an die Begrüßung von Geflüchteten an Bahnhöfen im Herbst 2015 oder das Packen von Willkommenspaketen. Über solch ein Engagement hinaus, das oft eine Art „Erste Hilfe“ darstellt, geht die Bereitschaft, selbst mit Geflüchteten zusammen zu leben und diese bei sich daheim als Mitbewohner*innen und damit in seinem Lebensalltag zu begrüßen. In dieser Arbeit geht es um diesen Fall: Es wird untersucht, wie es zu dieser Entscheidung kommt und wie sich das Miteinander in einer

⁴ Ein theoretisch unscharfer Begriff, der eigentlich vor dem Hintergrund des Diskurses über Fachkräftemangel und demographischen Wandel in Erscheinung getreten ist und u.a. vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge verwendet wird. „Willkommenskultur“ soll einen Perspektiv- und Paradigmenwechsel in der Integrationspolitik darstellen: Migration soll als Chance statt als Problem betrachtet werden und die Pflicht der Aufnahmegesellschaft, sich ebenfalls zu öffnen, in den Vordergrund rücken. Ursprünglich bezogen auf hochqualifizierte Einwanderer*innen wird er inzwischen auch auf Asylsuchende oder Menschen mit Migrationshintergrund ausgeweitet (vgl. dazu: Merx et al. 2013: 248f.).

Wohngemeinschaft (WG) – aus Sicht der etablierten Bewohner*innen – entwickelt. Um diese Fragen zu klären, wurde eine explorative, qualitative Studie durchgeführt.

In einem Hintergrundkapitel wird dafür zuerst die Entwicklung der Flüchtlingsthematik 2015/16 und die Lage von Geflüchteten in Deutschland, u.a. im Hinblick auf das Wohnen, skizziert. Nach einer Vorstellung des Zivilgesellschaftsbegriffs und der Konzepte der Kosmopolitisierung (nach Beck) bzw. des Kosmopolitismus von unten (nach Kurasawa) wird die Rolle der Zivilgesellschaft bei der Aufnahme Geflüchteter thematisiert. Zur Darstellung des Forschungsstandes zu Wohngemeinschaften wird diese besondere Wohnform und ihre Entstehung beschrieben. Die Figuration von Etablierten und Außenseitern (nach Elias) und der Aufsatz „Der Fremde“ von Schütz komplettieren den theoretischen Hintergrund dieser Arbeit. Das methodische Vorgehen der Arbeit ist an die Grounded Theory Methodologie angelehnt, die kurz zusammen mit Konzeption, Feldzugang, Datenerhebung, Analyse und einer Beschreibung des Samples dargestellt wird. Die Ergebnispräsentation folgt dem Prozess, den die Wohngemeinschaften durchlaufen haben: Angefangen bei den Motiven für die Entscheidung, eine geflüchtete Person zum Mitwohnen zu suchen, über den Weg des Findens bzw. Auswählens dieser bis hin zum Zusammenleben in der Wohngemeinschaft. Daraus resultierend wird diskutiert, inwiefern es sich beim Vorgehen der WGs um ein Engagement oder gewohnte WG-Praxis handelt und welche Rollen den neuen Mitbewohner*innen zugeschrieben werden. Abgeschlossen wird die Arbeit mit einem Fazit und Ausblick.

II. Hintergrundkapitel: Aktuelle Situation von Geflüchteten in Deutschland

1. Entwicklung der *Flüchtlingskrise* 2015

Bereits seit Jahren nimmt die Zahl flüchtender Menschen weltweit zu (vgl. dazu UNHCR 2016: 5ff.). Wurde diese Tatsache von weiten Teilen der Öffentlichkeit oft nur am Rande wahrgenommen, stellt 2015 hier einen Wendepunkt dar. Einige wichtige Entwicklungen und Ereignisse sollen hier skizziert werden⁵. Zu Beginn des Jahres 2015 werden internationale Hilfsgelder für Geflüchtete in den Nachbarländern Syriens gekürzt. Im April sterben im Mittelmeer über 1300 Geflüchtete. Auf den griechischen Inseln kommen täglich mehrere tausend Geflüchtete an – ohne Versorgungsinfrastruktur. Ein Vorschlag der EU-Kommission, Geflüchtete umzusiedeln, scheitert. Immer mehr Geflüchtete suchen den Weg über die sogenannte *Balkanroute* nach Westeuropa. Ungarn beginnt im Juli, seine

⁵ Vgl. dazu: Pro Asyl (2016): Schlaglichter.

Grenze zu Serbien mit einem Stacheldrahtzaun zu versehen. Berichte aus osteuropäischen Ländern über Polizeigewalt gegenüber Geflüchteten werden bekannt. Es ist August, als Ungarn Geflüchtete an der Weiterreise nach Österreich hindert – zu Fuß machen sich Geflüchtete auf den Weg Richtung Österreich. Die Bundeskanzlerin spricht die Worte „Wir schaffen das“ und entscheidet in der Nacht zum 5. September, die Geflüchteten, die in Ungarn festsitzen, nach Deutschland einreisen zu lassen. An den Bahnhöfen in Deutschland werden Geflüchtete von Bürger*innen begrüßt. Nachdem bereits mehrere Länder Grenzkontrollen eingeführt haben, vollführt auch die deutsche Politik eine Kehrtwende und setzt das Schengen-Abkommen außer Kraft. Ende September wird das Asylpaket I, das sogenannte Asylverfahrensbeschleunigungsgesetz, beschlossen. Es erklärt unter anderem einige Westbalkanstaaten zu *sicheren Herkunftsstaaten*⁶. Zwei weitere wichtige Änderungen werden im Herbst 2015 angebahnt, die im März 2016 dann umgesetzt werden: Das Asylpaket II mit weiteren Verschärfungen und der *Türkei-Deal*, der vorsieht, dass die Türkei Geflüchtete aus Griechenland wieder *zurücknimmt*. Die *Balkanroute* ist damit geschlossen. Insgesamt kamen im Jahr 2015 ca. 890.000 Asylsuchende nach Deutschland (vgl. BMI 2016). Die Angst vor gewaltsamen Konflikten und Krieg ist der am häufigsten von Geflüchteten genannte Fluchtgrund (vgl. IAB 2016: 23).

Dass 2015 die BRD mehr als zuvor ein wichtiges Ziel globaler Fluchtbewegungen geworden ist, hat vielfältige Ursachen. Oltmer (2016) nennt hierfür sechs Erklärungsfaktoren: Wichtige Herkunftsländer von Asylsuchenden waren 2015 Länder, die geographisch relativ nahe an Deutschland liegen – südosteuropäische Staaten wie z.B. Albanien, aber auch Syrien und der Irak – dies ist wichtig im Hinblick darauf, dass finanzielle Ressourcen notwendig sind für eine Migration über weitere Distanzen als nur in ein Nachbarland (vgl. Oltmer 2016: 18f.). Begünstigend sind dazu Netzwerke, d.h. schon bestehende Kontakte (Familie, Freunde) in das Zielland, wie im Fall Deutschland oft gegeben, und die Einschätzung der Aufnahmeperspektiven – hierbei könnten die Diskussion um *Fachkräftemangel* und demographische Veränderungen sowie *Akzeptanz menschenrechtlicher Standards* eine Rolle gespielt haben (vgl. Oltmer 2016: 19)⁷. Gleichzeitig waren *klassische* europäische Asylländer weniger bereit, Geflüchtete aufzunehmen – die BRD konnte zu einem „Ersatz-Zufluchtsland“ (Oltmer 2016: 21) werden. Verstärkt wurde dies durch die Auflösungsprozesse des Dublin-Systems und das Kollabieren von *Mobilitätspartnerschaften* der EU durch politische Veränderungen wie etwa den *Arabischen Frühling*, die zuvor Menschen an der Flucht bzw. dem Erreichen der Europäischen Union hindern

⁶ Zu den Konsequenzen einer Einstufung als *sicherer Herkunftsstaat* vgl. Engelmann (2016).

⁷ Geflüchtete selbst nennen die Achtung der Menschenrechte als wichtigsten Grund für die Wahl von Deutschland als Zielland, gefolgt vom deutschen Bildungssystem und dem Gefühl, in Deutschland willkommen zu sein (vgl. IAB 2016: 26f.).

sollten (vgl. Oltmer 2016: 20). Nun entstand in breiterem Maße die Möglichkeit, Deutschland zu erreichen und dort Asyl zu beantragen.

2. Begriffsklärung und rechtliche Situation

Im öffentlichen Diskurs werden aktuell viele verschiedene Bezeichnungen verwendet für Menschen, die nach Deutschland gekommen sind, um Asyl zu beantragen. Zum einen gibt es den klassischen Begriff *Flüchtling*, dessen Bedeutung in der Genfer Flüchtlingskonvention festgelegt ist. Es handelt sich dabei um eine Person, die

„aus der begründeten Furcht vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung sich außerhalb des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt, und den Schutz dieses Landes nicht in Anspruch nehmen kann oder wegen dieser Befürchtungen nicht in Anspruch nehmen will; oder die sich als staatenlose infolge solcher Ereignisse außerhalb des Landes befindet, in welchem sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt hatte, und nicht dorthin zurückkehren kann oder wegen der erwähnten Befürchtungen nicht dorthin zurückkehren will“ (UNHCR 1951/1967: 2, §1 A2).

Ob einer dieser Gründe vorliegt, soll dann ein Asylverfahren feststellen. Aus diesem Prozess heraus ergeben sich im Fall der Bundesrepublik⁸ weitere Bezeichnungen, die den Aufenthaltsrechtsstatus von Schutzsuchenden (dies stellt wie auch *Zufluchtsuchende* eine weitere häufige Bezeichnung dar) angeben. In Deutschland kann man als *asylberechtigt* gelten (nach dem Grundgesetz) oder die Flüchtlingseigenschaft zuerkannt bekommen (nach der Genfer Flüchtlingskonvention) und damit eine Aufenthaltserlaubnis von drei Jahre bekommen. Zwei schwächere Formen des Schutzes ergeben sich für *subsidiär Schutzberechtigte*, die erst einmal nur für ein Jahr eine Aufenthaltserlaubnis bekommen, sowie Schutzsuchende, für deren Herkunftsland ein nationales Abschiebungsverbot besteht und die für mindestens ein Jahr eine Aufenthaltserlaubnis bekommen. Dazu kommen *Geduldete*, das heißt Geflüchtete, die keinen Aufenthaltstitel erhalten haben, deren Abschiebung aber vorübergehend ausgesetzt wird.

Zum anderen gibt es den Begriff *Asylsuchende*, der Menschen vor dem Stellen ihres Asylantrages bezeichnen kann sowie das immer noch häufig genutzte Wort *Asylbewerber*. Letzteres ist jedoch irreführend, da man sich um Asyl nicht bewerben kann – schließlich handelt es sich um ein Grundrecht, das entweder bei Erfüllen eines der oben genannten Kriterien greift oder nicht (vgl. auch Neue deutsche Medienmacher 2015: 34f.).

⁸ Für eine genauere Beschreibung des Ablaufs des Asylverfahrens in Deutschland vgl. BAMF (2016): Ablauf des deutschen Asylverfahrens.

In dieser Arbeit wird mit *Geflüchtete* ein Begriff benutzt, der darauf verweist, dass die Flucht bereits erfolgt ist, also ein Teil der persönlichen Geschichte ist und nicht mehr andauert. Dies ist vor allem im Hinblick auf Menschen, die bereits vor langer Zeit geflüchtet sind, wichtig zu betonen. Durch den gewählten Begriff wird noch dazu die oft verniedlichende oder abwertende Endung *-ling*⁹ vermieden, die das ebenfalls oft benutzte Wort *Flüchtling* in sich trägt und gleichzeitig der Begriff geöffnet, da er keine juristische Formulierung ist – *Flüchtling* bezieht sich streng genommen nur auf Menschen, die nach der Genfer Flüchtlingskonvention anerkannt sind (vgl. Neue deutsche Medienmacher 2015: 37, BAMF 2016: Schutzformen). Damit wird der diversen rechtlichen Situation, in der sich die Geflüchtete**n* zum Interviewzeitpunkt befanden, Rechnung getragen.

Außerdem ist an dieser Stelle zu betonen, dass Geflüchtete keine soziale Gruppe bilden, sondern lediglich eine Merkmalsgruppe. Gemeinsames Merkmal ist, nach Deutschland gekommen zu sein und eine Anerkennung als Asylberechtigte**r* anzustreben¹⁰. Oft enden die Gemeinsamkeiten bereits an dieser Stelle. Der eigene Hintergrund, Fluchtgründe und persönliche Eigenschaften sind äußerst heterogen¹¹. Entsprechend sind die Mitbewohner*innen mit Fluchtgeschichte in den WGs, genauso wie die schon etablierten und einheimischen Mitbewohner*innen, Individuen mit unterschiedlichen Erfahrungen und Erwartungen.

3. Wohnsituation von Geflüchteten

Die Unterbringung von Geflüchteten ist in Deutschland sehr unterschiedlich geregelt. Zuerst werden Geflüchtete in Erstaufnahmeeinrichtungen¹² untergebracht, in denen sie – seit dem Asylbeschleunigungsgesetz von Oktober 2015 – bis zu sechs Monate verbleiben (vgl. Pro Asyl 2015). Erstaufnahmeeinrichtungen haben besondere Beschränkungen: Dort gibt es Vollverpflegung, eine eigene Verpflegung/Kochen ist also nicht möglich, dazu kommen Eingangskontrollen (vgl. Wendel 2014: 9). Anschließend ist es für Asylsuchende, die sich noch im Asylverfahren befinden, möglich,

⁹ Eine andere Sichtweise liefert hierzu die Organisation ProAsyl, die weiterhin bewusst den Begriff *Flüchtlinge* benutzt – vgl. hierzu Kothen (2016). Einer der Gründe hierfür ist die größere Geläufigkeit dieses Begriffes, weswegen auch die WG-Vermittlungs-Plattform *Flüchtlinge Willkommen* diesen in ihrem Namen trägt – obwohl er von den Gründer*innen der Plattform eigentlich abgelehnt wird (vgl. Relajo 2016: 3f.).

¹⁰ Erste umfassendere Daten zu Geflüchteten in Deutschland auf Grundlage einer Befragung zu ihren Fluchtgründen, Bleibeabsichten, Erfahrungen in Deutschland und eine Bestandsaufnahme zu persönlichen Merkmalen wie Bildungsniveau oder Werten hat kürzlich das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung veröffentlicht: IAB (2016).

¹¹ Eine Auseinandersetzung mit dem „Flüchtlingslabel“ und seinem Einfluss auf Fremd- und Selbstwahrnehmung findet sich bei Krause (2016).

¹² Die Aufteilung in die Bundesländer erfolgt nach dem Königsteiner Schlüssel, der sich nach Steueraufkommen und Bevölkerungsanzahl berechnet. Durch die vielen Neuankommenden in 2015/16 wurden Geflüchtete meist erst in Notunterkünften, oft Turnhallen oder Zeltstädten, untergebracht, bevor es zur Weiterverteilung auf Erstaufnahmeeinrichtungen in den verschiedenen Bundesländern kam.

entweder in eine Gemeinschaftsunterkunft umzuziehen oder in private Wohnungen. Allerdings obliegt diese Entscheidung nicht den Geflüchteten selbst, sondern ist abhängig von den jeweiligen Landesgesetzen, festgesetzten Kriterien und kommunalen Entscheidungen¹³. Während manche Bundesländer eine private Unterbringung favorisieren, setzen andere, wie etwa Bayern, auf Gemeinschaftsunterkünfte. Im Jahr 2013 variierte unter den Geflüchteten, die nicht mehr in Erstaufnahmeeinrichtungen lebten, die Anzahl der in Wohnung untergebrachten zwischen über 90 Prozent in Rheinland-Pfalz und einem Drittel in Baden-Württemberg (vgl. Wendel 2014: 72). Das IAB beziffert die Zahl der Geflüchteten bundesweit, die sich noch im Asylverfahren befinden und in Gemeinschaftsunterkünften wohnen, auf 60 Prozent; 70 Prozent derer, die es bereits durchlaufen haben, wohnen privat (vgl. IAB 2016: 96).

Es ist nicht klar zu beantworten, welche Unterbringungsform – in einer Gemeinschaftsunterkunft oder in Privatwohnungen – für die öffentliche Hand günstiger ist (vgl. Wendel 2014: 82f.). Gemeinschaftsunterkünfte, in denen Geflüchtete bisweilen jahrelang leben (müssen), stehen jedoch in der Kritik, u.a., da es keine einheitlichen Mindeststandards für sie gibt (vgl. Wendel 2014: 37ff.). Die Studie des IAB zeigt, dass Geflüchtete in privaten Unterkünften mit ihrer Wohnsituation zufriedener sind (vgl. IAB 2016: 39f.). Darüber hinaus haben sie etwas mehr Kontakt zu Deutschen (vgl. IAB 2016: 88f.). Pro Asyl stellt zur gegenwärtigen Unterbringungspraxis von Geflüchteten kritisch fest:

„Die Lagerunterbringung von Asylsuchenden ist ein repressives Relikt aus dem Zeitgeist der 80er Jahre, als man ernsthaft glaubte, durch eine Verschlechterung der Lebenssituation hier lebender Flüchtlinge diese vom Bleiben und andere vom Kommen abhalten zu können. Dies hat nicht funktioniert und wird nicht funktionieren. Hunderttausende haben in den letzten zwei Jahrzehnten diese Lager durchlaufen. Das hat ihnen und dieser Gesellschaft gleichermaßen geschadet. Ziel muss ein möglichst normales Leben auch für Asylsuchende sein. Dazu gehört zentral, dass Flüchtlinge grundsätzlich und überall in Wohnungen leben können“ (Wendel 2014: 85).

Ergänzend sei hier noch auf die Gefährdung, die eine exponierte Unterbringung in speziellen Aufnahmeeinrichtungen mit sich bringen kann, hingewiesen: Die Zahl der Anschläge auf Flüchtlingsunterkünfte spricht hier eine deutliche Sprache.

Aus dem Gedanken der besseren Integration und menschenwürdigen Unterbringung heraus haben sich bundesweit in den letzten Jahren einige Wohnprojekte entwickelt. Stellvertretend seien hier drei innovative Projekte genannt: Zum einen das Münchner *Integrationsprojekt Kistlerhofstraße*, bei dem Studierende zusammen mit jungen oder unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten in einem Wohnheim wohnen (vgl. Condros). Zum anderen das *Sharehouse Refugio* in Berlin, in dem Einheimische und Geflüchtete für zwölf bis 18 Monate gemeinsam wohnen, ein Café betreiben und

¹³ Für eine Auflistung zu den Regelungen in den einzelnen Bundesländern vgl. Wendel (2014: 64ff).

Veranstaltungen organisieren (vgl. Refugio). Als drittes Beispiel sei schließlich das Augsburger *Grandhotel Cosmopolis* genannt, mit Atelier, Gaststätte und Bar, in dem Geflüchtete, aber auch reguläre Ho(s)telgäste wohnen (vgl. Grandhotel Cosmopolis – Konzept). Träger der Projekte sind Vereine bzw. Dienstleister sozialer Hilfsangebote. Im *Grandhotel* ist der Bereich für Geflüchtete eine staatlich geführte Gemeinschaftsunterkunft¹⁴.

III. Theoretischer Hintergrund und Forschungsstand

Bei Wohngemeinschaften mit Geflüchteten handelt es sich um eine neue Entwicklung, entsprechend findet sich zu diesem Thema noch keine Literatur¹⁵, weswegen diese Arbeit auch einen explorativen Charakter besitzt. Im Folgenden werden einige Konzepte skizziert, die für die Untersuchung von diesen WGs von Bedeutung sind. Zum einen betrifft dies die Zivilgesellschaft und das aus ihr hervorgehende Engagement für Geflüchtete sowie Kosmopolitisierung. Zum anderen Überlegungen zu Etablierte-Außenseiter-Beziehungen und dem Konzept des *Fremden*. Darin eingebettet wird der Forschungsstand zu Wohngemeinschaften generell dargestellt.

1. Zivilgesellschaft und Geflüchtete

a) Zivilgesellschaft, Kosmopolitisierung und Kosmopolitismus von unten

Mit Zivilgesellschaft bzw. Bürgergesellschaft (aus dem Englischen *civil society*) wird meist ein gesellschaftlicher Raum bezeichnet, der öffentliche Vereinigungen, Vereine, soziale Bewegungen und freiwilliges Zusammenhandeln von Bürger*innen umfasst (vgl. Adloff 2005: 8). Die Ideengeschichte des Begriffs geht zurück bis auf Aristoteles, der darin eine Gemeinschaft von Bürgern sah, die sich zusammenschließen zum Zweck des *guten (tugendhaften) Lebens* und wurde später von zahlreichen Philosophen von Cicero über Augustinus bis Thomas von Aquin weitergeführt (vgl. dazu Adloff 2005: 17ff.). Die Zivilgesellschaft steht dabei im Kontrast zum Privaten (wobei auch wirtschaftliches Handeln

¹⁴ Zu dieser ungewöhnlichen Situation schreibt das Projekt: „Zuständig für die Gemeinschaftsunterkunft Springergässchen 5 (offizielle Bezeichnung der Regierung) ist die Regierung von Schwaben welche einen Heimleiter sowie einen Hausmeister stellt. (Meinung Regierung von Schwaben). Zuständig für das Grandhotel Cosmopolis (offizielle Bezeichnung der Hoteliers) sind die Menschen die hier leben und arbeiten. (Meinung der Hoteliers)“ (vgl. Grandhotel Cosmopolis – Hotel mit Asyl).

¹⁵ Auch zur Aufnahme Geflüchteter in Privathaushalten insgesamt sieht der Forschungsstand nicht besser aus, obwohl immer wieder Geflüchtete privat untergekommen sind, beispielsweise in neuerer Zeit während des Bosnienkrieges in den 1990er Jahren. Eine repräsentative Umfrage des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Evangelischen Kirche in Deutschland weist einen Prozentsatz von 1 Prozent der Befragten auf, die schon einmal in der Vergangenheit Geflüchtete bei sich aufgenommen haben sowie 14 Prozent, die sich dies vorstellen könnten (vgl. Ahrens 2016: 17).

im Haushalt, griechisch *Oikos*, inbegriffen ist) und ist Sache von freien Männern, die genügend Zeit und Reichtum haben (nach Adloff 2005: 17f.).

Mit dem Absolutismus in Europa wandelte sich der Zivilgesellschaftsbegriff. Bei Thomas Hobbes verliert er an Bedeutung, da der Bürger Untertan und somit apolitisch wird (vgl. Adloff 2005: 20ff.). Eine Abgrenzung oder sogar Opposition von Staat und Zivilgesellschaft erfolgt mit den großen Denkern des 18. und 19. Jahrhunderts¹⁶. Hervorzuheben ist besonders der französische Denker Alexis de Tocqueville, der über die Demokratie in den Vereinigten Staaten von Amerika schreibt und deren vielfältige Zivilgesellschaft (Vereinigungen – sowohl politischer als auch geselliger Natur), die für ihn der Unterbau einer Demokratie und ein Gegengewicht zu (den Interessen von) Markt und Staat ist (vgl. dazu Adloff 2005: 37ff.). Bis heute strittiger Punkt bei einer Definition von Zivilgesellschaft ist das Verhältnis zu Ökonomie und Staat. So werden teilweise wirtschaftliche Organisationen bzw. wirtschaftliche Eigenverantwortlichkeit als Teil der Zivilgesellschaft gesehen und es ist die Frage zu stellen, wie (un)politisch Zivilgesellschaft ist (vgl. dazu Adloff 2005: 13).

In dieser Arbeit soll unter Zivilgesellschaft das Engagement verstanden werden, das neben den beiden Sphären Ökonomie und Staat auftritt. Es geht dabei um eine Selbstorganisation von Bürger*innen und die Öffnung eines öffentlichen Raumes, in dem Missstände aus Ökonomie und Staat aufgegriffen (und möglicherweise korrigiert) werden (vgl. dazu auch Young 2000: 155ff.). Zu diesem zivilgesellschaftlichen Engagement können sowohl Organisationen als auch spontanes solidarisches Handeln gezählt werden.

Es stellt sich die Frage, wie Solidarität – ein Thema, das von Anfang an im Zentrum der Soziologie stand – Grenzen überschreiten kann. Zwar gab es bereits zu aller Zeit Bindungen, die supra- oder subnational waren, aber meist blieb der Bezugsrahmen in der wissenschaftlichen Forschung begrenzt auf das Nationale; durch die breite Anerkennung von Globalisierung heute wird dieser aber in Frage gestellt (vgl. Kurasawa 2004: 233f.). Ein entscheidendes Schlagwort ist hier Kosmopolitismus. Für den Soziologen Ulrich Beck steht etwa fest, dass „die Wirklichkeit selbst kosmopolitisch geworden ist“ (Beck 2004: 8) und zwar dadurch, dass sich eine weltweite politische Öffentlichkeit an globalen Schocks entzündet. Kosmopolitismus wird dadurch zu einem Merkmal der reflexiven Moderne und verliert seinen Charakter als „umstrittene Vernunfttheorie“ (ebd.).

Um diesen Gedanken weiter zu folgen, empfiehlt es sich, genauer zu betrachten, was unter dem Konzept von Kosmopolitismus verstanden wird. Kurasawa (2004) unterscheidet zwei Denkströmungen: die des *normativen Kosmopolitismus* und die des *institutionellen Kosmopolitismus*.

¹⁶ Eine zusammenfassende Darstellung findet sich dazu bei Adloff (2005).

Aus normativer Sicht ist Kosmopolitismus ein universelles Ideal, bei dem das Individuum sich als Weltbürger*in und universales Subjekt wahrnimmt, dem das Wohl weitentfernter Menschen nicht weniger wichtig ist als das der unmittelbaren Nächsten, da alle über gleiche Rechte und Schutz verfügen sollen (vgl. Kursawa 2004: 236f.). Eine Gefahr bei diesem Denken kann sein, dass lokale Bindungen geschwächt oder aufgelöst werden, es zu einem Gefühl des *nirgendwo besonders dazugehören* oder *daheim sein* führen kann und es schließlich ein Konzept ist, das eher auf eine bestimmte Elite anwendbar ist (vgl. Kursawa 2004: 237). Damit kann es blind sein für die Lebensrealitäten anderer Individuen. Aus einer institutionellen Perspektive, z.B. bei Habermas, ist eine kosmopolitische Solidarität eine Art Nebenprodukt von Global-Governance-Strukturen und internationalem Recht (vgl. Kursawa 2004: 237ff.). Ein Kritikpunkt hieran ist, dass, um ein kosmopolitisches Recht zu legitimieren, zuerst starke soziale Beziehungen unter Akteur*innen der Zivilgesellschaft zu errichten sind (vgl. Kursawa 2004: 239).

Als eine dritte Perspektive bietet Kursawa daher die handlungsorientierte Perspektive des *Kosmopolitismus von unten* an. Er widerspricht dabei drei verbreiteten Annahmen über Kosmopolitismus; nämlich der kulturellen Homogenisierung, der politischen Fragmentierung und der sozialen Dünne (vgl. Kursawa 2004: 253).

Um nicht Gefahr zu laufen, die Erfahrungen von ökonomischen und kulturellen Eliten zu universalisieren und dadurch geographische und kulturelle Einbettung sowie soziokulturelle Besonderheiten zu vernachlässigen, braucht Kosmopolitismus ein Ethos kultureller Offenheit (vgl. Kursawa 2004: 239f.). Das heißt, auch die Stimmen der im Diskurs sonst kaum Gehörten müssen berücksichtigt werden und der egalitäre Universalismus mit einem Recht auf kulturelle Spezifität und Differenz verbunden werden (vgl. Kursawa 2004: 240). Als Beispiel hierfür führt Kursawa die Alternative-Globalisierungs-Bewegung an, die sich lose aus sehr unterschiedlichen Mitgliedern zusammensetzt und als vereinendes Merkmal den Widerstand gegenüber Dominanz aufweist (vgl. Kursawa 2004: 240). Für die Akteur*innen aus verschiedenen Organisationen und Initiativen, die sich so dann etwa beim Weltsozialforum zusammenfinden, verbindet sich eine Opposition gegenüber selbst erlebten Unterdrückungsformen ihrer Lebensrealität mit einer Solidarität mit Ausgeschlossenen der Welt (vgl. Kursawa 2004: 241). Durch diesen Kontakt, das Kennenlernen anderer Organisationsformen sozialen Lebens, können sie zu Kosmopolit*innen werden und so ihren Horizont erweitern (vgl. Kursawa 2004: 242).

Daneben herrscht gewöhnlich die Annahme vor, dass das Anerkennen des Rechts auf Unterschiede intrinsisch globaler Solidarität feindlich gegenübersteht und zu politischer Fragmentation führt (vgl. Kursawa 2004: 242). An der Alternative-Globalisierungs-Bewegung zeigt sich jedoch, dass ein durch die

Zeit expandierendes Netz aus Knoten von Gemeinsamkeiten und geteilten Interessen gebildet werden kann, die veränderbar sind und dass in solchen Räumen diskursiv solidarische Bindungen verhandelt werden (vgl. Kursawa 2004: 243). Ein konkreteres Beispiel hierzu kann die Anti-Sweatshop-Bewegung sein, die es erreicht hat, Konsument*innen das Gefühl einer Verbindung mit den Produzent*innen als Mitteilnehmer*innen am Kapitalismuskreislauf zu geben (vgl. Kursawa 2004: 244). Mit anderen Worten: Es kann zu Allianzen unter ursprünglich nicht verbundenen Initiativen und Organisationen kommen, die gemeinsam zu einem Ziel arbeiten. Durch den Austausch miteinander kann ein Kosmopolitismus genährt werden, da im Dialog der Horizont erweitert wird, die Gruppen und Individuen ihre Positionen rechtfertigen müssen, dadurch besser informiert sind und gemeinsame Interessen entdecken können (vgl. Kursawa 2004: 246). Dieser offene, nicht-hierarchische Prozess ohne eine erzwungene Einheit, stattdessen einem Setzen auf Kompromisse durch Dialog, kann einer Zersplitterung entgegenwirken.

Schließlich ist noch auf den Punkt der dünnen sozialen Bindungen einzugehen: Hier kontert Kursawa (2004: 248) und argumentiert, dass Solidarität aus transnationalem kommunikativen Handeln entsteht – begünstigend wirkt sich darauf die wachsende alternative Kommunikationsinfrastruktur mit dem Internet als essenziellem Werkzeug aus. Durch gemeinsame Treffen schließlich, die dann besondere politische Aktionsformen und Narrative hervorbringen können, können ein globales Bewusstsein wie auch transnationale Solidaritätsbeziehungen durch das Teilen der öffentlichen Räume und das Diskutieren von Dingen von gemeinsamem Belang geschaffen werden (vgl. Kursawa 2004: 249ff.).

Kursawa zeigt also ein weiteres Verständnis von Kosmopolitismus auf, der aus konkretem Handeln von Akteur*innen auf transnationaler Ebene entstehen kann. Dieser Kosmopolitismus von unten hat keine Grenzen, gleichzeitig gibt er aber auch keine Garantien und muss fortlaufend weitergestaltet werden (vgl. Kursawa 2004: 252).

Weitere Gedanken zu Kosmopolitismus liefert Ulrich Beck, der eine *Kosmopolitisierung* beschreibt. Für ihn ist diese ein „multidimensionaler Prozess [...], der irreversibel die historische ‚Natur‘ sozialer Welten und den Stellenwert von Staaten in diesen Welten verändert hat“ (Beck 2004: 18). Es handelt sich damit weniger um eine freiwillige Entscheidung wie beim normativen Kosmopolitismus, sondern um einen historischen, globalen Prozess¹⁷. Erfahrungen von Entgrenzung und Interdependenz führen zu einem *banalen Kosmopolitismus*, der sich alltäglich zeigt¹⁸ und Unterscheidungen wie „wir“ versus

¹⁷ Für Beck (2004: 30) ist Kosmopolitisierung im Sinne von zunehmender Interdependenz von sozialen Akteuren über Grenzen hinweg eine eher ungewollte Nebenfolge von Handlungen, die gar nicht normativ-kosmopolitisch intendiert sind.

¹⁸ Dieser Kosmopolitismus ist eng mit Konsum verknüpft, „bei dem die Grenzen zwischen Zwang und Entscheidung, Nebenfolge und Absicht schwer zu ziehen ist“ (Beck 2004: 65) und wird teilweise selbst zur Ware.

„die Anderen“ erschwert oder gar auf den Kopf stellt (vgl. Beck 2004: 19f.). Die Abgrenzungen national/international, innen/außen oder wir/die Anderen werden angesichts von globalen Krisen schwieriger zu treffen – dementsprechend braucht es für das Überleben, so Beck (2004: 25), einen „neuen, kosmopolitischen Realismus“. Die Kosmopolitisierung vollzieht sich also von innen, von unten her, im Alltag und sie ist erzwungen: Menschen befinden sich quasi in einer Zwangsgemeinschaft durch die Risiken, denen sie und die Welt gemeinsam ausgesetzt sind. Oft ist es ein Zwang, der die Menschen zum Aufbruch in weitere politische Räume trägt (vgl. Beck 2004: 33). Hierfür sind natürlich auch Geflüchtete als unfreiwillige Migrant*innen ein Beispiel. Die Träger*innen von Kosmopolitismen sind damit weniger Eliten, sondern Individuen, die Zwängen ausgesetzt sind – Kosmopolitisierung ist damit etwas, das einem widerfährt. Beck (2004: 34) spricht in diesem Zusammenhang von einem „deformierten Kosmopolitismus“.

Während in der klassischen Soziologie oft in Entweder-Oder-Kategorien verfahren wurde und nach dieser Annahme das Eigene vom Fremden abgegrenzt werden müsste, um etwa Gemeinschaft, Identität und Solidarität möglich zu machen, identifiziert Beck (2004: 13f.) eine „kosmopolitische Empathie“. Eine wichtige Rolle spielen hierbei die (Massen-)Medien: Sie ermöglichen eine „Globalisierung der Emotionen“ (Beck 2004: 14). Fernsehbilder abgelegener Orte können positive und negative Emotionen hervorrufen – von einer Gewaltbereitschaft bis zur Bereitschaft, sich in die Lage anderer („Opfer“) hineinzusetzen. Über Medien transportierte Bilder führen zu einer Erweiterung der Räume emotionaler Imagination und erzeugen „kosmopolitisches Mitleiden, das zum Handeln nötigt“ (Beck 2004: 14). Dadurch eröffnet sich den durch die Bilder geprägten Individuen der Erfahrungsraum einer globalen Zivilisation, wobei die kosmopolitische Empathie nicht die nationale ersetzt (vgl. Beck 2004: 14, sowie die Ausführungen zu Kursawa). Stattdessen können durch mediale Vermittlung transnationale Lebensformen entstehen, d.h. kulturelle Bindungen über nationale Grenzen hinweg (vgl. Beck 2004: 15). Gemeint sind hiermit Fernsehkanäle, die unabhängig vom Aufenthaltsort empfangen werden können. Für die neuere Zeit gilt dies natürlich verstärkt für soziale Medien, die ein Sein an mehreren Orten gleichzeitig ermöglichen. Das Bewusstsein, in einer Ära grenzenloser Risiken und des globalen Geld- und Güterausstauschs sowie in einem „Erfahrungsraum, in dem sich lokale, nationale und globale Einflüsse und Inhalte durchdringen“ (Beck 2004: 68) zu leben, nimmt zu. Die Entstehung kosmopolitischer Kompetenz und Sensibilität rührt aus der Konfrontation mit einer Welt, „in der es zur Notwendigkeit geworden ist, die Andersheit der Anderen zu verstehen, zu reflektieren, zu kritisieren und auf diese Weise sich selbst und andere als verschieden und deshalb gleichwertig zu behaupten und anzuerkennen“ (Beck 2004: 136), her.

Neben normativem Kosmopolitismus und deformiertem/banalem Kosmopolitismus spricht Beck ähnlich wie Kursawa vom institutionalisierten Kosmopolitismus. Dieser entsteht aus der Notwendigkeit

heraus, zu kooperieren und kosmopolitische Lösungen auf globale Problemlagen zu finden – er prägt hierfür den Begriff der „Weltrisikogesellschaft“ (Beck 2004: 36ff.).

b) Zivilgesellschaftliches Engagement für Geflüchtete

Das Engagement von Seiten der Zivilgesellschaft spielt eine wichtige Rolle für die Inklusion von Geflüchteten in die Gesellschaft des Aufnahmelandes. Hierzu besteht bereits Forschung. Besonders aktuell sind die beiden Studien zu „Strukturen und Motive[n] der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit (EFA)“, die in zwei (im Abstand von einem Jahr) durchgeführten Online-Erhebungen (allerdings keine Panel-Studie!) erste quantitative Daten zu Engagement im Flüchtlingsbereich liefern. Demnach sind weit über zwei Drittel der Engagierten Frauen (vgl. Karakayali/Kleist 2016: 11). Zeigte die erste Erhebung (Daten für 2014) eine starke Überrepräsentation von Studierenden, ist nun 2015 offensichtlich eine breitere Bevölkerung engagiert (vgl. Karakayali/Kleist 2015: 16f., 2016: 13f.). Leicht überproportional ist auch der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund oder eigener Migrationserfahrung (vgl. Karakayali/Kleist 2016: 18). Der Anteil von Menschen mit einer Fluchterfahrung in der Familie liegt bei Menschen ohne einen Migrationshintergrund immer noch bei einem Drittel (vgl. Karakayali/Kleist 2016: 17f.). Auch wenn die Studien nicht repräsentativ und daneben aufgrund der Zufallsauswahl und unterschiedlichen Fallzahl nicht eins zu eins miteinander vergleichbar sind und damit mit Vorsicht zu bewerten, geben sie doch einen kleinen Hinweis darauf, dass es sich um eine spezielle Gruppe im Gegensatz zu sonstigem Ehrenamt handelt.

Darüber hinaus ist es in weiten Teilen ein noch recht junges Engagement – 44,1 Prozent der Studienteilnehmer*innen der ersten Umfrage begannen sich seit 2011 für das Thema Flucht zu interessieren, was mit dem Beginn der Syrienkrise zusammenfällt (vgl. Karakayali/Kleist 2015: 21). Von den Teilnehmer*innen der zweiten Umfrage waren nur 15 Prozent schon vor dem Jahr 2014 im Flüchtlingsbereich engagiert (vgl. Karakayali/Kleist 2016: 19).

Seit diesem Zeitpunkt, so zeigt die erste Erhebung, stieg auch der Anteil derer, die keine Freund*innen haben, die Migrant*innen sind – bei den schon länger Engagierten war die große Mehrheit mit Migrant*innen befreundet (vgl. Karakayali/Kleist 2015: 22). Dies legt zwei Schlüsse nahe: Zum einen, dass das Engagement zu Freundschaften zwischen Engagierten und Migrant*innen führt, zum anderen könnte es aber auch bedeuten, dass sich durch das vermehrte Ankommen von Geflüchteten und ihre mediale Präsenz nun auch Bevölkerungsteile, die wenig Kontakt zu Migrant*innen pflegten, engagieren. Freiwilliges Engagement im Flüchtlingsbereich findet sich mehr in großen Städten als auf dem Land (vgl. Karakayali/Kleist 2015: 23f.). Interessant ist die Art des Engagements: Etwa die Hälfte ist jenseits bestehender Strukturen engagiert – in Initiativen, selbstorganisierten Gruppen oder gar auf eigene Faust (vgl. Karakayali/Kleist 2016: 22). Die am meisten genannten Tätigkeiten sind

Sprachunterricht, Behördengänge, sonstige praktische Hilfe und Unterstützung von anderen Ehrenamtlichen (vgl. Karakayali/Kleist 2016: 24). Neu hinzugekommen ist etwa im letzten Jahr die Annahme, Sortierung und Verteilung von Spenden (vgl. Karakayali/Kleist 2016: 26). Anders sieht das Bild bei stärker in Organisationen eingebundene Freiwillige aus: Bei der qualitativen Studie von Han-Broich aus dem Jahr 2012 etwa ist die häufigste wahrgenommene Aufgabe Hausaufgabenbetreuung (vgl. Han-Broich 2012: 42). Generell ist festzuhalten, dass es sich um wenig verlässliche quantitative Daten handelt, da das Ehrenamtsfeld, das sich mit Geflüchteten beschäftigt, sehr im Wandel ist. Die nächsten Jahre erst werden zeigen, wie viele der Ehrenamtlichen langfristig aktiv sind und inwiefern gesonderte Angebote für Geflüchtete in andere Ehrenamtsbereiche eingegliedert werden können.

Für diese Arbeit von Interesse sind die Motive, die Menschen haben, sich in der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit einzubringen. Eine wichtige Rolle spielt hierbei die mediale Berichterstattung: Knapp die Hälfte gibt diese als Anlass an – sie ist von größerer Bedeutung für Engagierte ohne Migrant*innen als Freund*innen als für solche mit diesen Kontakten, sowie für Neu-Engagierte (vgl. Karakayali/Kleist 2016: 34). Kaum Einfluss auf das Engagement hat offenbar eine eigene Migrationserfahrung; Unterschiede in der Motivation scheinen sich aber aus dem Alter zu ergeben: Bei Älteren werden eher religiös kodierte Werte wie Nächstenliebe hervorgehoben, bei jüngeren ist die soziale Nähe wohl mehr ausschlaggebend (vgl. Karakayali/Kleist 2015: 32f.). 96,8 Prozent der Befragten stimmten zu, durch ihr Engagement die Gesellschaft im Kleinen mitgestalten zu wollen und über 90 Prozent wollen ein „Zeichen gegen Rechts“ setzen (vgl. Karakayali/Kleist 2016: 33).

Etwas mehr in die Tiefe geht die erwähnte Studie von Han-Broich. Diese unterscheidet zwischen direkten Anlässen für das Beginnen eines freiwilligen Engagements und den Motivationen, die dahinterstehen. Viele der Befragten wurden persönlich von anderen bereits Engagierten angesprochen, suchten gezielt nach Engagement (über eine Freiwilligenagentur) oder wurden bei Anwohnerversammlungen über Unterkünfte für Geflüchtete in der Nachbarschaft informiert und so zum Ehrenamt inspiriert (vgl. Han-Broich 2012: 81f.). Medieninformationen spielten hier eine geringere Rolle als in der anderen Studie, was vermutlich auf den Zeitpunkt der Studiendurchführung zurückzuführen ist, zu dem die Flüchtlingsthematik noch nicht in aller Munde war.

Basierend auf den Daten entwickelt Han-Broich (2012: 85) ein Modell zu den Motivationen von Engagierten im Flüchtlingsbereich. Hierbei unterscheidet sie zwischen extrinsischen und intrinsischen Beweggründen. Während bei einer extrinsischen Motivation von einer äußeren Quelle gesprochen wird, d.h. die Absicht da ist, gesellschaftlich etwas verändern zu wollen und etwa den Geflüchteten bestimmte Skills mitzugeben oder bei der Integration Unterstützung zu leisten, speist sich eine

intrinsische aus einer inneren Quelle, es geht um die Sache an sich, die Wertschätzung als Mensch steht beispielsweise eher im Vordergrund (vgl. Han-Broich 2012: 83ff.).

Bei den intrinsischen Motivationen wird noch einmal zwischen Normbezug und Persönlichkeitsbezug unterschieden: Zum Normbezug werden religiöse Überzeugungen (Gebot der Nächstenliebe) und Pflichtbewusstsein (Bewusstsein über die eigene privilegierte Situation) gezählt (vgl. Han-Broich 2012: 87). Der Persönlichkeitsbezug tritt vor allem bei Leuten hervor, die *schon immer* ehrenamtlich aktiv gewesen sind – sie wurden entweder durch Erziehung oder Sozialisation quasi automatisch zum Helfen gebracht oder haben eine „Helfende Persönlichkeit“ (Han-Broich 2012: 88), die aus Mitleid und innerem Drang heraus aktiv wird.

Extrinsische Motivationen weisen einen Subjektbezug oder Gesellschaftsbezug auf. Auf Ebene des Subjekts kann ein Engagement mit einer biographischen Neuorientierung (Suchen nach Aufgabe etc.) oder Eigennützigkeit, die jedoch nicht nur negativ konnotiert ist, zusammenhängen (vgl. Han-Broich 2012: 85f.). Bei der Eigennützigkeit geht es um die persönliche Nutzenerwartung: Die ehrenamtliche Tätigkeit soll beispielsweise Spaß machen, Anerkennung bringen und zum Kennenlernen neuer Leute dienen (vgl. Han-Broich 2012: 86). Gesellschaftsbezug bedeutet, dass es um eine gemeinschaftliche Problemlösung oder gesellschaftspolitische Veränderung geht. Die „gemeinschaftliche Problemlösung“ (Han-Broich 2012: 86) bezieht sich vor allem auf Migrant*innen, die durch eigene Betroffenheit ein Gefühl der Solidarität mit Menschen in ähnlichen Situationen haben und sich hieraus für Geflüchtete engagieren. Das Motiv der gesellschaftspolitischen Veränderung umfasst den Willen, Verantwortung für das gesellschaftliche Geschehen zu übernehmen, Missstände zu beseitigen und einen politischen (Gegen-)Akzent zu setzen (vgl. Han-Broich 2012: 86f.).

Durch ehrenamtliches Engagement entstehen und wachsen dann oft persönliche Beziehungen. Der Kontakt zu Ehrenamtlichen kann dabei helfen, eine „Musterbeziehung“ zu erlernen, die es einem später erleichtert, mit weiteren Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft erfolgreich in Kontakt zu treten und Beziehungen aufzubauen (vgl. Han-Broich 2012: 163ff.). Allerdings, so ein weiteres Ergebnis dieser Studie, nehmen sich die Ehrenamtlichen trotzdem eher als Helfer*in und nicht Freund*in wahr, wodurch, vermutlich unbewusst, der Unterschied in der gesellschaftlichen Stellung hervorgehoben wird (vgl. Han-Broich 2012: 159). Es bleibt somit bei einer gewissen Distanz und *feinen Unterschieden*.

2. Wohngemeinschaften und Bedeutung von Wohnen

Wohnen ist, etymologisch betrachtet, wo der Mensch verweilt, was er gerne hat – dementsprechend ist Wohnen ein elementares Bedürfnis und die Wohnung der Lebensmittelpunkt für die meisten Haushalte (vgl. Hannermann 2014: 37). Im Laufe der Zeit hat sich die Gestaltung von Wohnung aber

stetig verändert; man kann die Geschichte des Wohnens als einen Prozess von Ausgrenzung und Eingrenzung von Funktionen und Personen verstehen (vgl. Häußermann/Sieber 1996: 20f.). Die heutige Form des Zusammenlebens in Deutschland ist eine eher neuere Entwicklung. Nach Häußermann/Sieber (1996: 19ff.) sieht der Idealtypus modernen Wohnens folgendermaßen aus: Die soziale Einheit besteht aus einer Zweigenerationenfamilie (Kernfamilie), das Wohnen ist örtlich getrennt von der beruflichen Arbeit, der Wohnraum wird sich individuell angeeignet durch Miete oder Kauf und es herrscht eine Polarität von Privatheit und Öffentlichkeit. Während die beiden letzten Eigenschaften auch heute noch für die meisten Haushalte zutreffen, sind vor allem die ersten beiden in Frage zu stellen. Immer häufiger findet mit Hilfe von Internet und Computer Erwerbsarbeit zuhause, im *Home Office*, statt. Gleiches gilt für das Studieren. Dazu kommt die Arbeit, die unbezahlt ist, wie Haus- oder Pflege(Care)-Arbeit, und nur teilweise ausgelagert ist in Altenheime oder Kindertagesstätten (vgl. auch Häußermann/Sieber 1996: 317ff.). Die Wohnung erfüllt somit heute wieder mehr Aufgaben als noch vor wenigen Jahrzehnten, als sie etwa einen Ort der Freizeit darstellte. Dazu lässt sich beobachten, dass große Teile der Bevölkerung eben nicht mehr in einem Zweigenerationenhaushalt leben. Stattdessen liegt der Anteil der Ein-Personen-Haushalte in Deutschland bei 41,4 Prozent (vgl. Statistisches Bundesamt 2016: 24).

Eine Alternative zur geschilderten typischen Wohnform stellt, neben dem Zusammenwohnen mit Partner*in oder Singlehaushalt, das Leben in einer Wohngemeinschaft dar. Diese Art des Wohnens entwickelte sich in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Auch wenn es historische Vorgänger gab, wurde es zu einem *neuen* Haushaltstyp durch die Studentenbewegung der 1968er, oft als Kommune bezeichnet. Die Bewohner*innen verfolgten dabei gesellschaftspolitische Ziele wie die Abschaffung des Privateigentums, die Aufhebung der exklusiven sexuellen Zweierbeziehung und schließlich die Abschaffung der bürgerlichen Familie als Keimzelle von Autorität (vgl. Peuckert 2012: 141). Dementsprechend waren Wohngemeinschaften, Wohnkollektive oder Kommunen der damaligen Zeit oft nicht nur ein Haushaltstyp, sondern ein Lebensentwurf (vgl. Steinführer/Haase 2009: 571). Eng verbunden war dieser mit linken politischen Ansichten und Aktionen und sorgte für Aufsehen als „Frontalangriff auf die bürgerliche Gesellschaft“ (Spiegel 1986: 132). Es handelte sich um eine radikale Alternative zum damals quasi alternativlosen Lebensmodell Familie. Daher fiel die Bewertung durch die Mehrheitsgesellschaft negativ aus, handelte es sich doch um einen Affront gegen die vorherrschenden sozialen Konventionen und Überzeugungen (vgl. Steinführer/Haase 2009: 572).

Ab den 1970er Jahren etablierte sich in Deutschland die Wohngemeinschaft als Form des Zusammenlebens. Wenn sich auch weiterhin die meisten WGs als alternativ verorteten und oft etwa in der Öko-Bewegung aktiv waren, so kam es doch zu einer „paradigmatischen Wendung ins Alltägliche“ (Peuckert 2012: 141). Individuelle Bedürfnisse rückten mehr in den Vordergrund (statt

tiefgreifender gesellschaftlicher Veränderungen) wie etwa die Suche nach intensiver Kommunikation und Solidarität, Persönlichkeitsentfaltung, Sicherheit in der Gruppe oder auch der Vorteil niedrigerer Lebenshaltungskosten durch gemeinsame Haushaltsführung (vgl. Peuckert 2012: 141). Heute werden WGs politische und ideologische Zielvorstellungen weitgehend abgesprochen (vgl. dazu Peuckert 2012, Steinführer/Haase 2009).

Die Entstehung und weitere Verbreitung von WGs wurde in Deutschland durch einige gesamtgesellschaftliche Faktoren und Entwicklungen begünstigt. Zwei wichtige rechtliche Entscheidungen in den 1970er Jahren – das Herabsetzen der Volljährigkeit auf 18 Jahre und die Aufhebung des *Kuppeleiparagraphen* – ermöglichten erst das unkomplizierte Zusammenleben junger Menschen (vgl. Spiegel 1986: 134). Gleichzeitig verlängerte sich die Postadoleszenz: Die Lebensereignisse des Verlassens des Elternhauses und der eigenen Familiengründung wurden entkoppelt und demographische Entscheidungen aufgeschoben, wodurch sich erst die Möglichkeit eines vorübergehenden, peer-orientierten Lebensarrangements ergab (vgl. Steinführer/Haase 2009: 570). Erwähnenswert ist hierbei besonders die Bildungsexpansion: Eine wachsende Anzahl junger Menschen bekam fortan die Möglichkeit zum Studium, die Ausbildungszeit verlängerte sich, Ausbildungsbeihilfe durch das BAFöG ermöglichte einen oft auch aufgrund des entfernten Ausbildungsortes notwendigen Auszug aus dem Elternhaus, jedoch kein Führen eines eigenen Haushaltes; hinzu kommt eine Herauszögerung des endgültigen Eintritts in das Erwerbsleben durch weitere Ausbildungen (vgl. Spiegel 1986: 134f.).

Schließlich ist der bereits angesprochene soziale Wandel treibendes Element für das Gründen von WGs: Der Generationenkonflikt hatte sich verschärft, die Bedeutung der Peergroup bei der Suche nach Orientierung und Identifikation dagegen zugenommen (vgl. Spiegel 1986: 135). Die Wohngemeinschaft wurde als Ort gesehen, an dem individuelle Unabhängigkeit, Selbstbestimmung und Gleichstellung der Frauen am besten erreicht werden können, da es sich hier um einen hierarchiefreien Raum handelt, der nicht durch traditionelle Rollenverteilung vorgeprägt ist (vgl. Spiegel 1986: 135). Daneben bietet sie größtmögliche Freiheit und gleichzeitig soziale Nähe mit ihrer Option des „Die-Tür-auf-und-wieder-zu-machen-Könnens“ (Spiegel 1986: 135). Gleiches gilt auch für die Wohndauer: Die Mitbewohner*innen-Fluktuation in WGs ist üblicherweise sehr hoch, bedingt durch berufs- oder ausbildungsbezogene Umzüge oder das Ziehen in eine eigene Wohnung mit Partner*in (vgl. Spiegel 1986: 144f.). Es ist anzunehmen, dass sich dieses Phänomen in den letzten dreißig Jahren verstärkt hat durch die erhöhte Mobilität, hervorgerufen durch vielfältige Entwicklungen wie Flexibilisierung und neue Anforderungen auf dem Arbeitsmarkt, internationale Kooperationen im Bildungsbereich sowie den Bologna-Prozess, der Studienortwechsel zur Normalität werden lässt.

Häufig ist das Wohnen in einer WG zeitlich beschränkt. Es findet während einer bestimmten Lebensphase statt – besonders angepasst ist es an die Bedürfnisse von Studierenden oder Berufsanfänger*innen (meist ohne Kindern), für die das Zusammenleben mit anderen ein Gefühl der emotionalen wie materiellen Unterstützung in einer Zeit der ungewissen Zukunft in Bezug auf Privatleben und Karriere bieten kann (vgl. Steinführer/Haase 2009: 583). Flexibel ist neben der zeitlichen Dauer auch die Größe der WG und die Ausgestaltung des WG-Lebens: es kann angepasst werden an die Bedürfnisse der jeweiligen Bewohner*innen, wobei üblicherweise jede*r Bewohner*in über zumindest ein eigenes Zimmer verfügt (vgl. Steinführer/Haase 2009: 568, 580). Meistens wird heutzutage als eine WG begriffen, wenn mindestens zwei meist junge Menschen ihre Wohnung und die damit verbundenen Kosten teilen (vgl. Steinführer/Haase 2009: 584). Nach der Definition des Studentenwerks liegt dem folgend eine WG dann vor, wenn mehrere Personen in einer gemeinsamen Wohnung leben, ohne in partnerschaftlicher Beziehung zu leben¹⁹.

In den amtlichen Statistiken (z.B. beim Mikrozensus, vgl. Statistisches Bundesamt 2016: 24) werden WGs gewöhnlich nicht gesondert als Haushaltsform ausgewiesen oder definiert, sondern die Bewohner*innen fallen jeweils unter 1-Personen-Haushalte. Dies erschwert Angaben zur tatsächlichen Popularität von WGs. Eine Ausnahme bietet der ALLBUS 2014, der ein Prozent der Befragten als WG-Bewohner*innen erfasst (vgl. GESIS 2015: 1003). Umfassendere Daten zur Verbreitung von WGs in Deutschland liegen, im Rahmen einer Studie des Studentenwerks, nur für Studierende vor. Demnach ist unter Studierenden mit einem Anteil von 29 Prozent das Leben in einer Wohngemeinschaft die am weitesten verbreitete Wohnform, gefolgt vom Wohnen bei den Eltern, mit Partner*in und/oder Kind, alleine, in einem Wohnheim oder zur Untermiete (vgl. BMBF 2013: 404).

Immer mehr Studierende entscheiden sich für eine WG (1991/1994 waren es nur 18 Prozent), wobei in Ostdeutschland mit 35 Prozent mehr in WGs gewohnt wird als in Westdeutschland (28 Prozent) (vgl. BMBF 2013: 406, 408). Der höchste Wert für Wohnen in einer Wohngemeinschaft wird bei den 22-25-Jährigen erreicht (33 Prozent entscheiden sich für diese Wohnform), danach nimmt der Anteil der Studierenden, die sich eine Wohnung teilen, wieder ab (vgl. BMBF 2013: 412f.). Da die Studie des Studentenwerks umfassend Daten erhebt, lassen sich weitere Aussagen über die Studierenden und die Häufigkeit der Entscheidung für eine Wohngemeinschaft treffen: So wurde festgestellt, dass Studierende im sozialen Bereich oder der Medizin (32 bzw. 33 Prozent) häufiger in WGs wohnen als Studierende der Rechts- oder Wirtschaftswissenschaften (25 Prozent) (vgl. BMBF 2013: 418). Daneben sind Wohngemeinschaften bei Studierenden hoher Bildungsherkunft verbreiteter als bei denen

¹⁹ „Der Begriff Wohngemeinschaft bezeichnet eine Wohnform, bei der mehrere Personen in einer gemeinsamen Wohnung oder ggf. auch einem Einfamilienhaus leben. Wohngemeinschaften sind vom gemeinsamen Wohnen zweier in einer partnerschaftlichen Beziehung lebenden Menschen zu unterscheiden“ (BMBF 2013: 641).

niedrigerer, bei Studierenden ohne Migrationshintergrund beliebter als bei denen mit einem (24 Prozent zu 32 Prozent) oder bei Universitätsstudierenden mehr als bei Studierenden an einer Fachhochschule (31 Prozent zu 24 Prozent) (vgl. BMBF 2013: 418, 415ff., 541f.).

Vergleicht man diese Zahlen mit denen des ALLBUS, ist anzunehmen, dass der Großteil der Menschen, die in Deutschland in Wohngemeinschaften leben, studierend ist. Interessanterweise beschäftigen sich jedoch aktuelle wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Wohngemeinschaft fast ausschließlich mit Sonderformen von WGs wie Senioren-Wohngemeinschaften oder therapeutische WGs, das heißt, mehr oder weniger betreuten Arten des Wohnens. Generell wurde soziologisch bisher wenig zu *klassischen* Wohngemeinschaften geforscht. Eine Erklärung hierfür könnte sein, dass WGs nach ihrer Weiterentwicklung zu einer wenig kontroversen Wohnform nicht mehr als besonders und damit nicht als *erforschenswertes* soziales Phänomen betrachtet werden. In dieser Arbeit wird diese Ansicht jedoch hinterfragt werden: Gerade der soziale, integrierende Aspekt von Wohngemeinschaft, auf den die Sonderformen von WGs hindeuten, verdient eine genauere Betrachtung sowie die Unterscheidungspunkte zu anderen Wohnformen (Hierarchiearmut, Flexibilität). Eine Entscheidung für eine Wohngemeinschaft (und die entsprechenden Mitbewohner*innen) geschieht bewusst, als Alternative zum Wohnen alleine, bei der Herkunftsfamilie oder mit Partner*in und die Gründe hierfür gilt es zu untersuchen. Neben monetären Aspekten spielt der soziale Aspekt eine bedeutende Rolle, wie die Beschäftigung mit Sonderformen von WGs zeigt. Es geht häufig weniger um niedrigere Mietkosten als um den sozialen Mehrwert, den das gemeinsame Wohnen für die eigene Lebenssituation bringt. Dies ist auch ein Ergebnis der Studie von Steinführer/Haase (2009), die Wohngemeinschaften in Leipzig untersucht haben. Hierbei zeigte sich, dass zwar in den Anzeigen für WG-Zimmer hauptsächlich *harte* Fakten im Vordergrund stehen und mehr Zimmer und Ausstattung als die WG-Bewohner*innen beschrieben werden, in Interviews mit Bewohner*innen von WGs jedoch besonders die Kombination von *Socialising* und Bedürfnissen der eigenen Person, auch nach eigener Privatsphäre bisweilen, herausgestellt wird (vgl. Steinführer/Haase 2009: 581). Gerade am Beispiel der Stadt Leipzig, in der zum Zeitpunkt der Studie kein Wohnungsmangel herrschte und es somit nicht notwendig war, auf ein WG-Zimmer zurückzugreifen, werden die verschiedenen Dimensionen von Wohngemeinschaft deutlich (vgl. Steinführer/Haase 2009: 576, 584): Neben dem Teilen der Kosten und des Raumes geht es um ein gemeinsames Erleben und Zeitleilen mit anderen. Es handelt sich bei Wohngemeinschaften demnach nicht nur um einen ökonomischen Vertrag, sondern genauso um eine soziale Praxis und ein Lebensarrangement (vgl. Steinführer/Haase 2009: 584).

Hiermit decken sich auch die schon älteren Studienergebnisse von Spiegel (1986), wonach für die meisten WG-Bewohner*innen ein alleine Wohnen keine Alternative wäre, da die WG folgende Vorteile bringt: Menschliche Nähe, Gesprächspartner*innen für die Erlebnisse des Tages, Chance zum

Weiterentwickeln, Vermeiden des Entwickelns von Eigenheiten sowie Anregungen durch die unterschiedlichen Mitbewohner*innen mit ihren vielfältigen Interessen (vgl. Spiegel 1986: 145). Auch verglichen mit der Alternative, mit dem*der Partner*in zusammenzuwohnen werden Vorzüge einer Wohngemeinschaft genannt: die größere Gleichberechtigung (bei der Aufteilung der Haushaltsaufgaben etwa) oder die Rückzugsmöglichkeit und geringerer Zwang, sich für Verhalten rechtfertigen zu müssen (vgl. Spiegel 1986: 145f.).

Schließlich ist noch anzumerken, dass europaweit und noch viel weniger weltweit kein einheitliches Bild von Wohngemeinschaften gezeichnet werden kann. Die Ausführungen und Studien zu Wohngemeinschaften hier beziehen sich auf den deutschsprachigen Raum, der inzwischen eine große Tradition für Wohngemeinschaften aufweist. Eine mögliche Erklärung für Unterschiede sind nationale Wohntraditionen, die einem anderen Weg als dem hier geschilderten gefolgt sind, Wohnungsmarktcharakteristika (Hausbesitz statt Mietwohnungen) sowie institutionelle Barrieren (vgl. Steinführer/Haase 2009: 584). Einen weiteren Hinweis liefert auch der Begriff der *Wohngemeinschaft*, der sich schwer übertragen lässt (vgl. dazu auch Steinführer/Haase 2009: 574) und über den Wortteil *Gemeinschaft* mehr impliziert als es etwa das Englische *flat share* vermag.

Wohngemeinschaft ist, wie gezeigt wurde, ein recht offener Begriff. Die Plattform *Flüchtlinge Willkommen* etwa, die sich auf die Vermittlung von Geflüchteten in Privathaushalte spezialisiert hat, versteht als Wohngemeinschaft jegliches Zusammenwohnen von Menschen, bei denen nicht alle ein Verwandtschaftsverhältnis haben²⁰. Entsprechend wird beispielsweise eine Familie mit einem Geflüchteten als neuem Mitglied im Wohnarrangement auch als Wohngemeinschaft betrachtet²¹. In dieser Arbeit wird der Wohngemeinschaftsbegriff jedoch enger gefasst, im Kontrast zu einem Fall, in dem ein Pärchen ein weiteres geflüchtetes Pärchen bei sich aufgenommen hat. Dies geschieht im Hinblick auf die bereits angesprochenen Besonderheiten von Wohngemeinschaften wie dem Fehlen

²⁰ Vgl. Factsheet Flüchtlinge Willkommen sowie die Definition von WG auf der Website Flüchtlinge Willkommen: „WG ist eine Abkürzung für „Wohngemeinschaft“, in der verschiedene Menschen, die in keiner familiären oder freundschaftlichen Beziehung zueinander stehen müssen, in einer Wohnung leben. In einer WG hat jede*r Mitbewohner*in sein eigenes Zimmer; außerdem gibt es Gemeinschaftsräume wie z.B. Badezimmer, Küche oder auch ein Wohnzimmer, die gemeinsam benutzt werden können. Das Zusammenleben in einer Wohngemeinschaft ist gleichberechtigt. Als Mitbewohner*in muss man nicht an allen sozialen Aktivitäten einer WG teilnehmen. Man kann unabhängig leben, doch oftmals gibt es gemeinsame WG-Aktivitäten, wie z.B. kochen, zusammen ausgehen, etc.“.

²¹ Entsprechend lassen sich keine Aussagen darüber treffen, wie viele Wohngemeinschaften nach engerer Definition Geflüchtete als Mitbewohner*innen haben. Die Plattform spricht von insgesamt über 300 Vermittlungen in Deutschland (vgl. Flüchtlinge Willkommen, Stand: 12/2016). Etwa die Hälfte der vermittelten Geflüchteten wohnt in WGs (vgl. Flüchtlinge Willkommen 2016: Statistiken). Daneben wohnen Geflüchtete, wie sich in dieser Arbeit zeigen wird, ohne Vermittlung über die prominente Plattform in WGs.

von Hierarchie, dem Zusammenleben mit Angehörigen der Peergroup, der Flexibilität und dem Wechselspiel von sozialem Kontakt und Unabhängigkeit.

3. Der (Gruppen-)Fremde, Etablierte und Außenseiter

In dieser Arbeit geht es, nach der Beschäftigung mit der Entscheidung für eine*n neue*n Mitbewohner*in auch um das Zusammenleben in der neu zusammengesetzten WG. Daher lohnt es sich, zumindest einen kurzen Blick auf soziologische Konzepte zu werfen, die sich mit der Situation, dass eine neue Person zu einer Gruppe hinstößt, beschäftigen. Dieses Thema ist ein grundlegendes in der Soziologie und kann natürlich in dieser Arbeit nicht in seiner Fülle besprochen werden. Stellvertretend ausgewählt wurden hier die Figuration von *Etablierten und Außenseitern* von Norbert Elias sowie die Ausführungen von Alfred Schütz zum *Fremden*.

Elias untersuchte in einer englischen Vorortgemeinde die Beziehungen zwischen zwei Gruppen von Bewohner*innen. Einziger objektiv beobachtbarer Unterschied zwischen den beiden Vierteln, die je von einer Gruppe bewohnt wurden, ist die Wohndauer: In einem Viertel wohnen Alteingesessene, im anderen die Neuankömmlinge (vgl. dazu Elias/Scotson 2016: 10.). Unter den Alteingesessenen hatten sich über die Jahre Sozialbeziehungen entwickelt und bestimmte spezifische Verhaltensnormen und -standards etabliert, die für eine gemeinsame Gruppenidentität sorgen (vgl. Elias/Scotson 2016: 16). Den Neuankömmlingen sind diese Normen nicht vertraut: Sie zeigen teilweise ein anderes Verhalten, was von den Etablierten als Bedrohung ihrer Ordnung angesehen wird. Schon der Kontakt mit den Neuankömmlingen führt zu einer Statusminderung – die Zugezogenen werden zu Außenseitern gemacht (vgl. Elias/Scotson 2016: 19). Dabei werden die schlechtesten Eigenschaften einer Minderheit der Zugezogenen zu einem Merkmal für alle Zugezogenen erklärt (vgl. Elias/Scotson 2016: 13). Die Neuankömmlinge verfügen (noch) nicht über die notwendige soziale Kohäsion, um sich eine eigene, positive Identität als Gruppe zu schaffen und übernehmen stattdessen das negative Bild der Gruppe der Etablierten als ihr Selbstbild. Eine wichtige Erkenntnis dieser Studie ist, dass soziale Prozesse und Konflikte aus Verhaltensunterschieden entstehen können und nicht nur aus Unterschieden im Hinblick auf ökonomische Macht oder Einkommen (vgl. Elias/Scotson 2016: 27ff.). Die Macht der Etablierten kann darin bestehen, dass diese bereits eine Gruppe bilden und soziale Identität herausgebildet haben, die Außenseiter jedoch heterogener sind und damit den Etablierten wenig entgegensetzen können (vgl. Elias/Scotson 2016: 16f.). Dies sollte im Hinterkopf behalten werden, wenn man an die generelle gesellschaftliche Situation und Ausgangslage denkt, dass Geflüchtete als Neue – und überaus heterogene Merkmals-„Gruppe“ – auf Menschen treffen, die bereits länger am betreffenden Ort leben.

Im Hinblick auf die Spezifität von Wohngemeinschaften soll kurz auf Schütz' Aufsatz „Der Fremde“ (1972) eingegangen werden. Er definiert *den Fremden* als einen Erwachsenen, der sich einer Gruppe nähert, von der er „dauerhaft akzeptiert oder zumindest geduldet werden möchte“ (Schütz 1972: 53). Das Paradebeispiel ist hierfür ein*e Immigrant*in, genauso ist es jedoch übertragbar auf andere Konstellationen. Im Kontext dieser Arbeit ist dieser Aufsatz interessant im Hinblick auf eine*n neue*n Mitbewohner*in als *Fremde*n* für eine bereits bestehende Wohngemeinschaft. Die Herkunft von diesem – Geflüchteter oder Einheimischer – ist hierfür erst einmal irrelevant.

Ausgangspunkt der Überlegungen von Schütz ist die Feststellung, dass der Mensch die Welt (seines täglichen Lebens) um sich herum zu einem beherrschbaren Feld ordnet. Das dieser Ordnung zugrundeliegende (spezifische) Wissen ist jedoch nicht homogen – es ist inkohärent, nur teilweise klar und nicht frei von Widersprüchen (vgl. Schütz 1972: 56). Mitgliedern der In-Group erscheint dies jedoch nicht so – im Gegenteil. Wer in der Gruppe sozialisiert wurde, „akzeptiert dieses fix-fertige standardisierte Schema kultureller und zivilisatorischer Muster, das ihm seine Vorfahren, Lehrer und Autoritäten als eine unbefragte und unbefragbare Anleitung für alle Situationen übermitteln haben, die normalerweise in der sozialen Welt vorkommen“ (Schütz 1972: 57). Ein „Denken wie üblich“ ist möglich, solange vier Grundannahmen erfüllt werden. Erstens, dass das Leben weiterhin sein wird, wie es gewesen ist; zweitens, dass man sich auf das überlieferte Wissen, auch wenn man seinen Ursprung nicht kennt, verlassen kann; drittens, dass es genügt, etwas über die allgemeine Art der einem begegnenden Ereignisse zu wissen, um sie handhaben zu können; viertens schließlich, dass von den Mitmenschen die benutzten Rezepte und zugrundeliegenden Grundannahmen akzeptiert und ebenfalls angewandt werden (vgl. Schütz 1972: 58f.). Wird eine dieser vier Grundannahmen nicht erfüllt, kommt es zu einer „Krisis“, d.h. die aktuellen Relevanzsysteme werden mit einem Mal umgestürzt (vgl. Schütz 1972: 59). Genau dies tritt bei einem „Fremden“ auf²². Er stellt das, was für die Mitglieder der für ihn neuen Gruppe außer Frage steht, in Frage. Ihm fehlt, so Schütz, die Teilnahme an der „lebendigen geschichtlichen Tradition“ (Schütz 1972: 59), die zur Bildung der Muster geführt hat. Von den Erfahrungen der Vergangenheit bleibt er ausgeschlossen, bringt jedoch eigene Grundannahmen und Rezepte mit (von seiner alten Gruppe). Sein eigenes „Denken wie üblich“ bewährt sich jedoch nicht in der neuen Gruppe (vgl. Schütz 1972: 62f.). Während für Mitglieder der In-Group Rezepte und bestimmte Handlungen eine Selbstverständlichkeit sind und ihnen Sicherheit und Rückversicherung bieten, sind diese Muster für den Neankömmling „nur eine subjektive

²² Hier zeigt sich das Konzept von Schütz recht starr. Angesichts der Realität einer immer besser vernetzten Welt und Kosmopolitisierung wie zuvor dargestellt, kann eine solche klare Gruppenabtrennung schwer verteidigt werden. Trotzdem sind die Ausführungen zum „Fremden“ relevant für diese Arbeit und zwar in Bezug auf eine Wohngemeinschaft als Gruppe, die sich bereits formiert hat und gewisse Regeln und Traditionen pflegt, die für Neuankommende jedoch nicht klar erkennbar sein müssen.

Wahrscheinlichkeit, die Schritt für Schritt überprüft werden muss“ (Schütz 1972: 66) und kein Schutz, sondern problematische Situation selbst. Mit der Zeit kann der „Fremde“ die Muster untersuchen, sie werden zur Selbstverständlichkeit für ihn, bieten dadurch Schutz – und der „Fremde“ ist kein „Fremder“ mehr, seine besonderen Probleme sind gelöst (vgl. Schütz 1972: 69).

IV. Methodisches Vorgehen

1. Konzeption und Feldzugang

In dieser Arbeit wird das soziale Phänomen, dass (junge) Leute sich in Wohngemeinschaften zusammenschließen und für eine*n Geflüchteten als Mitbewohner*in entscheiden, untersucht und gefragt, welche Auswirkungen dies auf das WG-Leben hat. Da zu diesem Thema noch keine Daten vorhanden sind, wurde eine qualitative Datenerhebung durchgeführt – die Arbeit besitzt daher explorativen Charakter. Um diesem gerecht zu werden, wurde sich am Verfahren der Grounded Theory orientiert²³. Dieser folgend, wurde an das Projekt mit einer offenen Fragestellung herangegangen: Was bewegt Wohngemeinschaften dazu, sich für Geflüchtete zu öffnen, wie sehen diese Wohnkonstellationen aus und wie entwickelt sich das Miteinander in der WG?

Die Grounded Theory, ein in den 1960er Jahren von Barney Glaser und Anselm Strauss begründeter Forschungsstil, begreift soziale Phänomene als wandelbar und betrachtet vor allem die Entscheidungen und Optionen der Akteure und ist daher eine „prozessuale Methode“ (Wohlrab-Sahr/Przyborski 2014: 198f.). Sie gibt kein akribisch zu verfolgendes Verfahren vor, sondern unterbreitet (nach Strauss) eher Vorschläge, wie vorzugehen ist, wobei die Schritte des Kodierens und Schreibens analytischer Memos unerlässlich sind (vgl. Strübing 2014: 14). Erhebungsprozess, Auswertung und Theoriegenerierung gehen Hand in Hand – von Anfang an werden Hypothesen entwickelt und das Material verglichen. Durch die Memos kommt es zu einer Abstrahierung vom empirischen Material hin zu theoretischen Konzepten, das Kodieren wird als ein „Prozess der Entwicklung von Konzepten in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material“ (Strübing 2014: 16) verstanden. Um zu Kernkategorien zu gelangen, werden drei Stufen des Kodierens – offen, axial, selektiv – durchlaufen. Grundlegend ist, eine „theoretische Sensibilität“ zu entwickeln, also nicht im Vorhinein auf eine theoretische Perspektive festgelegt zu sein, die dann durch die Daten überprüft werden soll und das empirische Material einschränken würde (vgl. Glaser/Strauss 2010: 62f.). Vorwissen soll trotzdem – in der Variante der Grounded Theory Methodologie von Strauss – nicht kategorisch abgelehnt werden; stattdessen ist es beispielsweise als Alltagswissen, d.h. aus persönlicher

²³ Aufgrund von Beschränkungen des Umfangs und Zeitrahmens der Arbeit.

Erfahrung, als hilfreich zu bewerten (vgl. ebd.). Bezogen auf diese Arbeit gehört hierzu das Wissen über Wohngemeinschaften, das nicht als gültige Aussage genommen werden kann, aber als „Fundus sensibilisierender Konzepte“ (Strübing 2014: 59f.) genutzt werden sollte.

Weiterer wichtiger Bestandteil der Grounded Theory und damit Orientierungspunkt für diese Arbeit ist das *Theoretical Sampling*: Das Sample ist nicht im Vorhinein schon festgelegt, sondern kristallisiert sich im Verlauf der Forschung heraus (vgl. Wohlrab-Sahr/Przyborski 2014: 181f.). So wurde in diesem Fall etwa erst im Verlauf der Forschung – nach dem Interview mit Sandra²⁴ und Tobias – die endgültige Entscheidung dafür getroffen, ausschließlich Wohngemeinschafts-Konstellationen zu berücksichtigen. Ähnlich verlief es bei der Entscheidung, nach Rafik nicht noch weitere Geflüchtete zu interviewen, sondern den Fokus auf *etablierte* Mitbewohner*innen zu legen. Für eine „theoretische Sättigung“ wird darüber hinaus nach Kontrasten gesucht (vgl. Glaser/Strauss 2010: 76ff.). Einen Kontrast bietet in dieser Arbeit das Gespräch mit Sandra und Tobias. Die Wohnkonstellation unterscheidet sich von den anderen WGs dadurch, dass hier zwei Paare aufeinandertreffen und zuvor keine Wohngemeinschaft bestanden hat. Entsprechend variieren die Erwartungen der beiden an eine WG von denen der anderen WGs teils erheblich. Durch dieses Interview ergab sich eine wichtige Perspektive auf die Frage, was eine Wohngemeinschaft ist. Die Daten insgesamt bieten eine breite Fülle verschiedener Fälle: So findet sich eine WG, in der Kinder wohnen oder auch eine WG, die kurzfristig jemandem Unterschlupf gewährt. Daneben standen die WGs zum Interviewzeitpunkt an unterschiedlichen Punkten des Zusammenlebens (bestehend/aufgelöst, eingespielt/sich neu findend). Neben den WGs unterscheiden sich auch die Mitbewohner*innen mit Fluchtgeschichte sehr untereinander. Um dieser Fülle gerecht zu werden, musste die Wahl auf qualitative Methoden fallen.

Da der Untersuchungsgegenstand Wohngemeinschaften sind, liegt das Untersuchungsfeld im Privaten²⁵. Um in Kontakt mit entsprechenden WGs zu kommen, wurde das Interviewanliegen über soziale Netzwerke (z.B. Willkommensgruppen für Geflüchtete) sowie eigene persönliche Kontakte verbreitet. Dabei zeigte sich schnell, dass es einige Mitbürger*innen gibt, die ihr Zuhause für Geflüchtete geöffnet haben. Da jedoch, wie sich im Forschungsprozess immer mehr zeigte, explizit WGs untersucht werden sollten, schieden diese – Familien oder ältere Einzelpersonen – dafür aus.

Bei manchen der Interviewpartner*innen war zum Schluss nicht mehr nachvollziehbar, über welchen Kanal sie letztendlich von dem Projekt erfahren hatten. Dementsprechend kannte sich auch keine der WGs untereinander, was nicht überrascht, da sich jede in einer anderen Stadt im Bundesgebiet

²⁴ Alle Namen, Orte etc. in dieser Arbeit wurden anonymisiert.

²⁵ Aus diesem Grund schieden einige qualitative Methoden wie Beobachtungen oder gar eine Ethnographie für diese Arbeit aus. Das Untersuchungsfeld und pragmatische, zeitliche Gründe legten es nahe, nur für kurze Zeit ins Feld zu gehen und daher Interviews zu führen (vgl. dazu auch Rosenthal 2005: 125).

befindet. Mit Ausnahme einer Wohngemeinschaft, die in einem Vorort einer Großstadt beheimatet ist, sind alle WGs in deutschen Großstädten, wobei der Schwerpunkt auf dem Nordwesten liegt.

Im Idealfall sollte das Gespräch in der Wohngemeinschaft selbst stattfinden, um sich auch einen Eindruck von der Wohnsituation machen zu können und den*die anderen (geflüchtete*n) Mitbewohner*innen persönlich kennen zu lernen. Bei zwei Interviewpartnerinnen bestand die Wohngemeinschaft allerdings nicht mehr in dieser Konstellation – beide wohnten, wie auch die Geflüchteten, bereits in anderen Wohnungen – sodass das Gespräch in einem Café stattfand. In einem Fall war kein persönliches Gespräch vor Ort möglich, weswegen auf ein Skype-Gespräch zurückgegriffen wurde.

Obwohl ein Merkmal von Wohngemeinschaft natürlich ist, dass es sich um eine Gruppe handelt und dementsprechend im Endeffekt die Entscheidung, eine*n Geflüchtete*n als neue*n Mitbewohner*in zu begrüßen, im Kollektiv getroffen wird, wurde für diese Arbeit entschieden, Einzelinterviews (eine Ausnahme bildet hierbei das Interview mit dem Paar) zu führen. Zum einen wurde die Idee, Gruppendiskussionen anzuleiten, aus praktischen Gründen verworfen: Es stellte sich heraus, dass es sich bei den WG-Bewohner*innen um sehr engagierte Personen handelte, die wenig Zeit hatten – so dauerte es oft lange, ein Interview zu arrangieren – und es daher unmöglich erschien, alle Bewohner*innen gleichzeitig anzutreffen. Dazu kommt, dass einige der WGs in dieser Konstellation nicht mehr bestehen: Wenige Tage vor den Interviews waren die Mitbewohner*innen von Daria sowie Sandra und Tobias bereits ausgezogen, Greta und Daria hatten dazu bereits ihre alte WG verlassen. Zum anderen sprechen auch erkenntnisorientierte und ethische Gründe gegen eine Gruppendiskussion. Zur WG gehören natürlich nicht nur die etablierten Mitbewohner*innen sondern auch der*die Geflüchtete, der*die neu hinzugekommen ist. Er*sie wäre damit in das Gruppengespräch einzubeziehen – dabei ist jedoch anzunehmen, dass in solch einer Runde weniger offen und ehrlich über Motivation, Bedenken und Probleme gesprochen würde. Durch eine Gruppendiskussion ohne die Mitbewohner*innen mit Fluchterfahrung würden jedoch durch die Forscherin anhand des Merkmals *Flüchtling* Grenzen gezogen, Mitbewohner*innen exkludiert und somit Gruppen gebildet, mit der Gefahr, in die Falle von *groupism* zu gehen. Hinzu kommt das Problem der Sprachbarriere, das besonders bei Neuankömmlingen noch besteht, wie auch im Interview mit einem Geflüchteten – Rafik – erfahren. Generell ist davon auszugehen, dass Konflikte innerhalb der WG eher in Einzelgesprächen thematisiert werden als in Gruppengesprächen mit direkt Beteiligten – gleiches gilt für Wissen über die WG, das von der Forscherin nicht erwartet wird und daher in Einzelinterviews eher erklärt wird.

Die Entscheidung fiel daher darauf, offene, leitfadengestützte Interviews mit einzelnen WG-Bewohner*innen verschiedener Wohngemeinschaften durchzuführen. Durch die offene Form des

Interviews soll der*dem Interviewten eine aktive Rolle ermöglicht werden; Interaktionen zwischen den Gesprächspartner*innen werden nicht als störend, sondern wesentlicher Bestandteil des Forschungsprozesses verstanden (vgl. Rosenthal 2005: 126). Es wurde versucht, narrative Elemente in Anlehnung an das narrative Interview Schützes zu integrieren, da es Erzählungen ermöglichen, den Erfahrungen der Interviewten nahe zu kommen (vgl. Rosenthal 2005: 137ff.). Leitfragen boten daneben eine Orientierung, um noch nicht angesprochene Themenfelder im Gespräch zu berücksichtigen.

2. Datenerhebung und Analyse

Insgesamt wurden sieben offene, leitfadengestützte Interviews durchgeführt. Darunter sind fünf Einzelinterviews mit WG-Bewohnerinnen sowie ein Partnerinterview. Ergänzt werden diese durch ein Interview mit einem Geflüchteten, der in einer der WGs lebt. Die aufgezeichneten Interviews dauerten zwischen 38 und 80 Minuten, abgesehen vom Partnerinterview (2,5 Stunden) und dem Interview mit dem Geflüchteten Rafik, das noch unter einer halben Stunde dauerte. „Nachgespräche“ nach den Aufzeichnungen sowie Beobachtungen wurden in Memos festgehalten.

Zu Beginn wurde das Projekt und der offene Charakter des Interviews kurz erklärt, das Einverständnis für die Tonaufnahme und Datenverwendung sowie Anonymisierung eingeholt²⁶. Eingangsfrage bzw. Erzählstimulus war die Bitte, etwas zur Wohngemeinschaft zu erzählen („Wenn du an deine WG denkst, was fällt dir als erstes dazu ein?“ / „Kannst du mir etwas zu deiner WG erzählen, wie ist das so?“). Hintergrund dieser Eingangsfrage war, zum einen erste Informationen zur zu diesem Zeitpunkt noch unbekanntem Wohngemeinschaft zu bekommen und zum anderen Ansatzpunkte für spätere Fragen. Durch diese Eingangsfrage soll eine „Öffnung der Bühne“ (Hermanns 2005: 363) erreicht werden – sie ermöglicht es den Gesprächspartner*innen, in das Gespräch entspannt zu starten, die eigene Rolle zu finden und durch die eigene Erzählung der Unterhaltung schon eine erste Richtung zu geben. Dies ist insofern wichtig, da der Schwerpunkt auf der Aufdeckung der Relevanzstrukturen der Gesprächspartner*innen lag und diese auch den Lauf des Interviews vorgaben. Dabei bot der Leitfaden eine Orientierung, um alle interessierenden Sachverhalte anzusprechen, sofern dies nicht schon durch die Interviewten geschehen war (vgl. auch Wohlrab-Sahr/Przyborski 2014: 130).

Wichtig an dieser Stelle ist, sich zu verdeutlichen, dass die Gespräche zu unterschiedlichen Zeiten in der Zusammenlebensphase stattgefunden haben, weswegen für die WGs unterschiedliche Erfahrungen im Vordergrund standen. Die Wohnkonstellation in der WG von Esther und Antonia ist mit gut sieben bzw. fast vier Monaten gut erprobt, während die WG von Josephine zwei der

²⁶ Zu Forschungsethik bei Interviews vgl. Brinkmann/Kvale 2015: 91ff., 306ff.

Geflüchteten erst seit einem Monat als Mitbewohnerinnen hat. Bereits abgeschlossen ist das Zusammenwohnen bei Greta und das bereits seit ein paar Monaten sowie, allerdings erst seit wenigen Tagen, bei Daria. Sandra und Tobias hatten zwei Tage zuvor ihren beiden Mitbewohner*innen beim Auszug geholfen. Unter diesen frischen Eindrücken stehend, nutzten sie das Gespräch zur Reflexion über das gemeinsame Zusammenleben. Bei den beiden war keine Eingangsfrage nötig, stattdessen hatten sie großes Interesse, ihre eigene Geschichte zu erzählen²⁷.

Themen der Leitfragen waren die eigene WG-Erfahrung, Vorgehen bei der Auswahl der Mitbewohner*innen, die erste Beschäftigung mit der Flüchtlingsthematik, Zukunft der WG und Kontakt zu ähnlichen WGs bzw. Reaktion des Umfelds. Im Laufe des Forschungsprozesses gesellten sich schnell die Fragen nach den eigenen Vorstellungen gemeinschaftlichen Lebens und den Veränderungen durch die neuen Mitbewohner*innen hinzu. Andere Fragen bzw. Hypothesen hingegen verloren an Bedeutung, wie die, ob selbst eine ähnliche Situation – Auslandsaufenthalt mit Wohnungssuche oder Zurechtfinden in ungewohntem Umfeld – durchlebt worden war. Gegen Ende des Gesprächs wurde Raum gelassen für weitere Ergänzungen der Gesprächspartner*innen und die Frage gestellt, welche Tipps man anderen WGs, die ähnliches planen, auf den Weg geben würde. Die aufgezeichneten Interviews wurden transkribiert, eine Transkriptionslegende findet sich im Anhang.

Die Hauptdatenquelle dieser Studie sind somit die Transkriptionen der sieben Interviews. Zusätzlich führte ich von Beginn an ein „Forschungstagebuch“, um Fortschritt, Zwischenergebnisse, Gesprächsinhalte und Beobachtungen zu vermerken und theoretische Memos zu erstellen. Wie von der Grounded Theory Methodologie gefordert, griffen so Datenerhebung und -analyse ineinander, nicht zuletzt, da die Interviews über einen Zeitraum von drei Monaten geführt wurden (vgl. auch Wohlrab-Sahr/Przyborski 2014: 206ff.).

In dieser Arbeit werden die Ergebnisse in mehreren Unterkapiteln dargestellt, wobei ein Schwerpunkt auf das Prozesshafte gelegt wird. Nach der Analyse der Motive und konkreten Anlässe der WGs, sich für die Vergabe eines Zimmers an eine*n Geflüchtete*n zu entscheiden, wird auf den Auswahlprozess bzw. die Verwirklichung dieses Planes eingegangen. Der Blick der Interviewten auf das Miteinander in der WG wird in einem umfassenden Kapitel unter verschiedenen Kategorien konstruiert. Schließlich wird die Kernkategorie Gast/Mitbewohner/Normalität/Engagement vorgestellt und diskutiert.

²⁷ **Interviewerin:** dann aufnehmen, also [00:00:01-7]

Tobias: Okay, ähm, dann FANG ich die Geschichte mal kurz von vorne an [00:00:06-8]

Sandra: (aus der Küche): Gibt's überhaupt schon ne Frage? [00:00:08-4]

Tobias: Neeeee, aber, zumindest ne, ne Einleitung, nen einleitenden Satz kann man ja mal los lassen [00:00:12-7]

Interviewerin: Ja, gerne! [00:00:13-3]

3. Beschreibung des Samples

Wie im Kapitel zu Wohngemeinschaften allgemein zu sehen war, können WGs sehr unterschiedlich gestaltet sein – entsprechend heterogen sind die sechs für diese Arbeit untersuchten WGs. Die Anzahl der Bewohner*innen variiert zwischen drei und sechs. In allen Wohnkonstellationen finden sich sowohl Frauen als auch Männer – in einer sind darunter zwei Kinder. Eine besondere Zusammensetzung zeigt die Wohngemeinschaft von Sandra und Tobias, die zuvor nicht als WG existiert hat: Diese sind verheiratet und haben ein Ehepaar von Geflüchteten bei sich einziehen lassen. Aufgrund dieser Besonderheit und der Unterschiede, die sich aus dieser Konstellation ergeben, werden sie hier als kontrastierender Fall zu den anderen WGs behandelt. Die Geflüchteten in den WGs kommen aus fünf verschiedenen Ländern Afrikas und des Nahen Ostens, der Schwerpunkt liegt auf Syrien. Insgesamt hatten in den WGs zum Erhebungszeitpunkt 13 Geflüchtete gewohnt, darunter zwei Ehepaare und eine Familie. Abgesehen von Tobias aus dem Doppelinterview und Rafik handelt es sich um Gesprächspartnerinnen.

Die erste Wohngemeinschaft, die ich kennenlernte, ist die von Antonia. Sie stellt einen besonderen Fall dar, denn zu ihren Mitbewohner*innen zählen Kinder. Die Studentin stand nach dem Auszug des Freundes vor einer WG-Neugründung und beschloss, Geflüchtete als Mitbewohner*innen auszuwählen. Eher durch Zufall wurden ihr statt mehrerer Einzelpersonen schließlich eine Mutter mit zwei Kindern im Grundschulalter, die aus ihrem afrikanischen Heimatland geflüchtet waren, vorgeschlagen. Die kleine Familie lebte zuvor schon zwei Monate in der Stadt, musste jedoch ihre Wohnung abgeben. Zu viert bewohnen sie nun seit – zum Zeitpunkt des Interviews – knapp vier Monaten drei Zimmer mit Küche und Bad in einem ruhigen Wohngebiet in einer mittelgroßen Stadt. Auffallend ist auch das Altersgefüge: Während die Studentin Mitte 20 ist, ist die Geflüchtete Ende 30. Da die Miete von der Stadt übernommen wird – der Kontakt zu den dreien kam ebenfalls über das Rathaus zustande – kann und soll die Wohngemeinschaft erst einmal unbegrenzt bestehen. Allerdings ist der Ausgang des Asylverfahrens noch offen. Die Kommunikation in der WG geschieht auf Englisch beziehungsweise mit den Kindern, die die örtliche Schule besuchen, bereits auf Deutsch. Bei meinem Besuch lerne ich auch kurz die erwachsene Mitbewohnerin kennen.

Darias Wohngemeinschaft in einer norddeutschen Großstadt hat insgesamt schon drei Geflüchtete als Mitbewohner*innen gehabt. In dieser Dreier-WG von zwei jungen Frauen Ende 20 – eine im Studium, die andere im Freiwilligendienst – wohnte zuerst ein junger Geflüchteter aus dem Nahen Osten und anschließend ein Ehepaar (Landsleute) Ende 20. Während die erste Wohnkonstellation aus Gründen des Asylverfahrens nur drei Wochen bestand, dauerte das Zusammenleben zu viert zwei Monate an. Zum Zeitpunkt des Interviews war Daria allerdings aus beruflichen Gründen aus dieser

Wohngemeinschaft gerade ausgezogen. Diese neue Entwicklung zog nach sich, dass auch die beiden Geflüchteten sich, aufgrund von Uneinigkeiten in der WG, eine neue Bleibe suchen mussten. Alle drei Geflüchteten waren ganz neu nach Deutschland gekommen; das Paar wohnte zuvor in einer Notunterkunft beziehungsweise der junge Mann bei einer älteren Dame, die er auf der Flucht an deren Urlaubsort kennen gelernt hatte. Eine Besonderheit dieser WG ist die Finanzierung der Miete durch Crowdfunding, d.h. Spenden von Familie, Freunden und Bekannten. Die WG-Sprache ist Englisch.

Esthers WG ist die im Sample, in der schon am längsten ein Geflüchteter wohnt. Bei unserem Gespräch – das aus logistischen Gründen via Skype stattfand – lebte der Geflüchtete aus einem afrikanischen Land bereits seit mehr als sieben Monaten in der WG. Er ist, wie die beiden Studentinnen mit denen er zusammenlebt, Anfang 20. Da er die Schule besucht, kann in der WG auch schon auf Deutsch kommuniziert werden. Es gibt vorerst keine Befristung, da seine Miete durch BAFÖG abgesichert ist und sich alle wohl noch für einige Zeit zu Ausbildungszwecken in der norddeutschen Stadt aufhalten werden. Zuvor lebte er bereits in einer anderen WG, die nicht so gut funktionierte, und davor in einem Wohnheim. Im Interview zeigten sich immer wieder technische Probleme, weswegen nach diesem Interview nur noch face-to-face-Interviews durchgeführt wurden.

In einer süddeutschen Studentenstadt befindet sich die Wohngemeinschaft von Josephine. Sechs junge Menschen zwischen 20 und 30 wohnen in einem Haus zusammen, darunter neben Josephine noch eine weitere Studentin, ein Student sowie drei Geflüchtete. Im Gegensatz zu den anderen WGs verfügt diese über ein Wohnzimmer als Gemeinschaftsraum, das wie der Rest des Hauses mit meist politischen und aktivistischen Postern und Stickern übersät ist. Alle drei Geflüchteten kommen aus Ländern des Nahen Ostens; Rafik, mit dem auch ein Interview geführt wurde, wohnt zum Zeitpunkt des WG-Besuchs bereits vier Monate dort, die beiden weiblichen Geflüchteten, die zusammen nach Deutschland gekommen sind und sich ein Zimmer teilen, erst seit einem Monat. Rafik war nach dem Wohnen in einer eigenen Wohnung konkret auf der Suche nach gemeinschaftlichem Wohnen, die beiden jungen Frauen verbrachten vorher die Zeit in einem gestellten Hotelzimmer. Der Aufenthaltsstatus ist (positiv) geklärt, weshalb es keine zeitliche Begrenzung für das Wohnarrangement gibt. Abgesehen davon ist die Fluktuation unter den Mitbewohner*innen in der Vergangenheit recht groß gewesen – eine Konstante in der WG stellt jedoch die WG-Gründerin und Interviewpartnerin Josephine dar. Während Rafik bereits gut Deutsch spricht, funktioniert die Kommunikation mit den anderen beiden Geflüchteten über Hände und Füße, wobei Rafik auch Übersetzungstätigkeiten übernimmt. Er hat bereits eine Arbeit gefunden und finanziert sich somit selbst; die beiden Neankömmlinge haben angefangen, einen Sprach- und Integrationskurs zu besuchen, ihre Miete wird *vom Amt* übernommen. Bei gemeinsamem Kochen und Essen kann ich alle

Mitbewohner*innen mit Fluchterfahrung kennen lernen, die zwei übrigen Mitbewohner*innen sind zu diesem Zeitpunkt verweist.

Die Wohngemeinschaft von Greta bestand über viele Jahre hinweg in gleicher Konstellation und setzte sich aus zwei weiteren Mitbewohnerinnen, zwei Mitbewohnern sowie dann einem Mitbewohner mit Fluchtgeschichte zusammen. Inzwischen, nach Studienabschluss und zum Start in das Berufsleben, wohnt sie dort nicht mehr. Ein Teil der Bewohner*innen arbeitete, andere studierten noch, das Alter der Bewohner*innen lag zwischen Mitte zwanzig und Anfang dreißig. Über drei Monate hinweg lebte ein junger Geflüchteter aus einem afrikanischen Land im Sommer/Herbst des vergangenen Jahres in der Wohngemeinschaft – allerdings nicht permanent, sondern jeweils für ein paar Tage hintereinander, manchmal auch durchgehend. Grund dieses besonderen Arrangements ist, dass dieser eigentlich eine Unterkunft in einem Wohnheim hatte, jedoch von Abschiebung bedroht war. Spontan erklärte sich die WG zur Aufnahme bereit. Entsprechend blieb das Mitleben in der WG auf den Zeitraum dieser Situation beschränkt.

Schließlich gibt es, kontrastierend zu den anderen Wohngemeinschaften, das Ehepaar Sandra und Tobias in einer westdeutschen Großstadt. Die beiden sind bereits in ihren Vierzigern und arbeiten. In ihrem Einfamilienhaus hatten sie bis zwei Tage vor dem Gespräch ein junges geflüchtetes Ehepaar Ende zwanzig, Anfang dreißig aus dem Nahen Osten im Gästezimmer beherbergt. Da die beiden Geflüchteten eigentlich in einer Notunterkunft (Tragflughalle) wohnten, fand keine Finanzierung des Wohnens statt, es geschah somit auf eigene Kosten des deutschen Ehepaars. Das Kennenlernen fand bei einem Hilfs-Aufenthalt in einem Lager auf der Balkanroute statt, das Zusammenwohnen schließlich begann im Spätherbst und dauerte zwei Monate. Inzwischen wurde dem Paar eine eigene Wohnung zugeteilt, in die es nun gezogen ist. Vermutlich da die Eindrücke besonders frisch sind, erzählen die beiden sehr ausgiebig von ihren Erlebnissen, womit dieses Interview mit zweieinhalb Stunden das längste des Samples ist.

V. Ergebnisdarstellung

In diesem Teil der Arbeit werden die Ergebnisse der Datenerhebung dargestellt. Nachdem die Motive der einzelnen WGs, sich für Geflüchtete als Mitbewohner*innen zu entscheiden, analysiert werden, wird der Prozess beschrieben, wie die neuen Mitbewohner*innen ausgewählt wurden und der Weg zu den neuen Mitbewohner*innen verlaufen ist. Daran schließt sich ein Kapitel zum Zusammenleben in der WG an, das die Erfahrungen der etablierten Mitbewohner*innen rekonstruiert. Dabei wird in Unterkapiteln auf wichtige Themen, die sich im Datenmaterial herauskristallisiert haben, eingegangen. Es werden die Vorstellungen vom Zusammenleben in Wohngemeinschaften, Besonderheiten dieser

Wohnform in Relation zu den hier untersuchten WGs und äußere Faktoren, die das WG-Leben insbesondere mit Geflüchteten beeinflussen, vorgestellt. Abgeschlossen wird dies mit zwei Kapiteln zu Veränderungen in der WG und für das eigene Leben durch den Einzug der Mitbewohner*innen mit Fluchtgeschichte. Dies umfasst zum einen neue Themen und Konfliktfelder, mit denen die WGs konfrontiert sind, zum anderen Veränderungen persönlicher Einstellungen und Pläne.

1. Motive für die Entscheidung für Geflüchtete als Mitbewohner*innen

Wichtiger Bestandteil dieser Arbeit ist es, etwas darüber zu erfahren, warum sich Wohngemeinschaften für Geflüchtete öffnen. Dabei ist es spannend, die vielfältigen Motive, also dahinterliegenden Beweggründe zu identifizieren wie auch die konkreten Anlässe, die die Bewohner*innen dazu bewegt haben, sich darum zu bemühen, Geflüchtete bei sich als Mitbewohner*innen aufzunehmen.

Im Sample zeigten sich vier Anlässe, die für WGs den Weg zu einer*m Geflüchteten als Mitbewohner*in anstießen: Persönliche Ansprache, Geflüchtete in der Nähe, Medienberichte sowie – besonders wichtig für die WGs – die Vorbildrolle von Seiten der Plattform „Flüchtlinge willkommen“.

Durch den erhöhten Zuzug von Geflüchteten 2015 wurde vielerorts der Wohnraum knapp, Städte und Kommunen suchten händeringend nach Unterkunftsmöglichkeiten für Geflüchtete. Viele Geflüchtete mussten in großen Gemeinschaftsunterkünften, oft notdürftig über Nacht eingerichtet, unterkommen. Josephine bekam die Problematik der Wohnungsknappheit und die Suche der Stadt nach Wohnraum für Geflüchtete mit und wurde so motiviert, hier aktiv zu werden.

Ähnlich war es bei Daria und ihrer Mitbewohnerin, in deren Nachbarschaft eine Erstaufnahmeeinrichtung eröffnete. Ein Zimmer wurde frei und eine Aufnahme von einer*m Geflüchteten in der WG ist für beide „alternativlos“, es sind keine Diskussionen nötig:

„[...] dann war's für uns beide irgendwie so und ich glaube, wir hätten uns komisch gefühlt, weil halt hier auch die Erstaufnahmestelle ist halt hier nicht weit weg [...] wir haben uns da beide viel mit beschäftigt, wir hätten uns glaub ich einfach komisch gefühlt, so zu wissen, Mensch, einerseits sind da ganz viele Menschen, die gerade eine Unterkunft bräuchten und wir haben hier ein freies Zimmer und nutzen das aber nicht dafür. Also irgendwie war das dann klar... [...] das war eigentlich auch super schnell geklärt, das war so, 'Ja, ich hab mir das gedacht' 'Ja, ich hab mir das auch gedacht' 'Ja, ok dann machen wir das so' (Lachen)“ [Daria, 00:27:25-4].

Für Antonia war der Kontakt mit Geflüchteten Anlass, als neue Mitbewohner*innen Geflüchtete zu suchen. Zuvor war sie durch persönliche Ansprache einer Ehrenamtlichen in der Flüchtlingsarbeit zu ihrem ehrenamtlichen Engagement gekommen, das sie erst mit dem Thema in Kontakt brachte.

„[...] Ich gebe [Sportkurs] hier im, ähm, Gesundheitszentrum, wo ich arbeite. Da hat mich eine Frau angesprochen, ob ich Interesse daran habe [...] mit den Jungs Sport zu machen (...) und zu

*der Zeit hab' ich sowieso gerade (...) was gesucht, ich wusste aber nicht, an wen ich mich wenden kann [...] und hab dann sofort gesagt, ja super, mach ich [...] so bin ich dann überhaupt erstmal so auf die Flüchtlingssache aufmerksam geworden [...] mir wäre das egal gewesen, ob jetzt Studenten oder Flüchtlinge [[als Mitbewohner*innen]], aber ich hab gedacht, Studenten, die finden schon was, und welcher Student will jetzt hier in [Stadt in der Peripherie] wohnen, ähm (...) vielleicht ist das ne gute Idee halt dann vielleicht dann ähm Flüchtlinge aufzunehmen und ich kannte jetzt ja auch n paar Jungs“ [Antonia 00:12:25-3].*

Durch den Kontakt mit den Geflüchteten wuchs bei ihr der Wunsch, mehr zutun (als das Ehrenamt) und so entschied sie sich, Geflüchtete als neue Mitbewohner*innen zu wählen. Gretas WG wurde eher überrumpelt: Von Freund*innen, die in der Flüchtlingsarbeit aktiv sind, wurden sie direkt angefragt, jemanden – sofort – bei sich aufzunehmen.

Eine wichtige Rolle spielten Medienberichte. Mit einer Häufung von Bootsunglücken im Mittelmeer tritt auch in den Mainstream-Medien gehäuft das Thema *Flüchtlinge* auf. Viele werden hierdurch darauf aufmerksam, wie viele Menschen weltweit auf der Flucht sind. So zum Beispiel Antonia:

„[...] natürlich auch durch die Medien, also, ganzer Frühling, ich weiß grad gar nicht wie das jetzt noch aussieht, aber im Frühling, Sommer war, war das halt jeden Tag in den Nachrichten und überall, ähm... Massen an Flüchtlingen und hier, Bootsunglücke und so weiter“ [Antonia, 00:20:59-2].

Tobias hatte, wie er erzählt, schon lange das Thema Flucht im Kopf. Er berichtet dabei über die Zeit um die Wende herum. Für ihn ist Flucht mit Abenteuer verbunden:

„[...] dann fand ich halt diese ganzen DDR-Leute, die abgehauen, also was weiß ich, mit Tunnel und was die alles gemacht haben, fand ich superspannende Geschichten, also fand ich einfach so als Krimi geil, né so, ähm, hab mich damit auch viel beschäftigt und irgendwie so diese ganzen Fluchtgeschichten mir da angehört, ja, und deswegen war dat einfach so n Thema [...] das mir n bisschen näher ging als vielleicht anderen Leuten. Das war der Anfang. Und dann ging das los“ [Tobias, 01:55:39-8].

Tatsächlich ins Bewusstsein rückte es jedoch bei ihm erst durch (soziale) Medien, als Bilder aus Ungarn nach Deutschland gelangten:

„Ich glaube, so richtig bei mir angekommen ist das Thema über die sozialen Medien. Als so diese Bilder aus Ungarn... die Runde machten, weißte, als wo die alle mit Tränengas vollgeschossen wurden und [...] und die Leute niedergeknüppelt wurden [...] Ja, ich glaub letztes Jahr Sommer oder so, ne. Also wie gesagt, das kam... dieses Thema kam echt relativ spät erst bei mir an, ich weiß gar nicht, warum (...) und in welcher... blumigen Welt wir bis dahin gelebt hatten, dass uns das gar nicht so... so nahe gekommen war“ [Tobias, 01:56:55-9]

Rückblickend können die beiden also kaum verstehen, warum sie nicht vorher für die Flüchtlingsthematik sensibilisiert waren. Die Videos aus Ungarn stellen einen Wendepunkt dar. Die Probleme und das Schicksal der Geflüchteten erscheinen den beiden nun ganz nahe – während zuvor alles relativ weit weg erschien, auch abseits der aktuellen Politik und Mediendarstellung angesichts von wirtschaftlichen Krisen in Europa. Sandra versucht zu erklären:

„weil's vielleicht auch noch weiter weg war [...] also, Italien und Griechenland sind jetzt auch nicht weit weg, aber wie auch tatsächlich da sich die Politik ja immer sehr bedeckt gehalten hat, was das Flüchtlingsthema angeht, und den beiden Ländern gar nicht die Unterstützung gegeben hat, die sie gebraucht hätten, weil es war damals ja schon sowas von extrem und chaotisch [...] Und da hatte ja KEIN MENSCH n Ohr für, alle waren mit der Griechenlandkrise beschäftigt, und ähm, joa, nö. Also man hat mal gedacht, Ja,ja, da müsste man was machen, dann hat man da vielleicht mal so n bisschen in diese... FRONTEX... Küsten...wache und sowas, da wurde immer mal glaub ich n bisschen was gemacht, aber eigentlich... fing's erst damit an, als die Leute sich einfach auf den Weg gemacht haben, und wirklich dann alles so n bisschen... sich zuspitzte und zusammenbrach... da kam das dann“ [Sandra, 01:57:54-8].

Dadurch, dass die Bilder in das eigene Wohnzimmer, in die sozialen Netzwerke gelangen, erkennen sie ihre Nähe zu den Menschen auf der Flucht, werden sich darüber klar, auf der gleichen Welt, im „gleichen Boot“ zu sitzen und daher mitverantwortlich zu sein. Während sie zuvor schon durch den Lebensalltag, in dem es viele transnationale Komponenten gibt, von einem *banalen Kosmopolitismus* erfasst waren, kommt es nun also zum, wie von Beck beschrieben, *kosmopolitischen Mitleiden*, das ein Handeln erfordert. Ausschlaggebend für das Erkennen der eigenen Verantwortung sind die teils gewaltsamen Bilder von der Balkanroute:

„Also ich habe immer gedacht, also irgendwer wird sich schon wieder drumkümmern, und, ähm muss man ja selber nicht, né. Und bis ich halt dann diese Videos [...] ich glaub, das waren die Österreicher... die dann Videos aus, aus Ungarn verbreitet haben, und die auch so ein Shuttle hatten, wo sie dann die Leute ähm... ja... quasi wie ein Taxiunternehmen hin und her gefahren haben, und so, weil die alle total k.o., mit kaputten Füßen durch die Gegend liefen. Und DARÜBER hab ich erst doch begriffen, WIE finster das ist, und dass... kein Rotes Kreuz, kein UNHCR, keine Regierung - im Gegenteil! dass die alle nicht auftauchen und dass die Regierung eher so Knüppelhorden dahin schickt, die die Leute da noch zusammenschlägt, und und mit Tränengas überzieht. Und DA ist bei mir erst so irgendwie so der Groschen gefallen, Nee, da müssen WIR jetzt ran, weil... n anderer macht's nicht [...] aber wie gesagt, ähm... SCHÄNDLICH, dass das bei mir erst so spät irgendwie Klick gemacht hat (...)“ [Tobias, 01:59:12-3].

Die Berichterstattung der Medien wirkte neben einer Sensibilisierung für die Flüchtlingsthematik auch konkret darauf hin, dass Privatleute und in diesem Fall die WGs es in Erwägung zogen, Geflüchtete privat unterzubringen. Es wurden im Fernsehen, Zeitungen und Zeitschriften Positivbeispiele vom Zusammenleben Geflüchteter mit Einheimischen präsentiert, die z.B. für Daria eine Inspiration waren:

„[...] weil ich da auch ein paar Reportagen vorher gesehen hatte, das war glaub ich alles Reportagen über, über Flüchtlinge Willkommen, das war 'n Artikel den ich gelesen habe [...] wo auch drei, vier... ähm Leute darüber berichtet haben, die halt Menschen aufgenommen hatten und hatte im Internet irgendwas gelesen und hatte da schon mal drüber nachgedacht und dachte, Mensch, eigentlich ist das ja total super... ähm und hab deswegen auch gleich gedacht, als [vorherige Mitbewohnerin] gesagt hat, sie zieht aus, ähm, hab ich eigentlich direkt gedacht, Oah, Mensch das wär jetzt die Gelegenheit, jetzt ist irgendwie das Zimmer frei und das könnte man ja nutzen“ [Daria, 00:26:40-4].

Daneben wurde über Medien die Information, dass Wohnraum für Geflüchtete gesucht wird, transportiert und so die Überlegung, Zimmer bereitzustellen, angestoßen (so bei Josephine).

Schließlich ist als Anstoß noch die Plattform „Flüchtlinge Willkommen“ zu nennen. Auf dieser Website werden Geflüchtete und Privatleute, die freien Wohnraum haben, zusammengebracht. Fast alle WG-Vertreter*innen kannten diese Plattform und erwähnten sie im Interview. Drei WGs versuchten sogar eine Vermittlung über *Flüchtlinge Willkommen* – alle drei fanden jedoch letztendlich eine*n Mitbewohner*in ohne die Plattform. Darias WG kontaktierte *Flüchtlinge Willkommen* – letztendlich dauerte der Prozess jedoch sehr lange und damit zu lange für die WG, die das Zimmer vergeben musste. Esthers WG stieß im Internet auf die Website und bekam so die Idee, ein Zimmer an eine*n Geflüchtete*n zu vergeben. Die Plattform vermittelte dann zumindest an einen lokalen Verein weiter, der sich vor Ort um Wohnraumvermittlung kümmert. Auch Josephine nahm Kontakt mit *Flüchtlinge Willkommen* auf – diese konnten ihr jedoch nicht weiterhelfen, da sie (zu diesem Zeitpunkt) in der Region keine Vermittlungen vornahm²⁸. Wenn auch für keine der WGs die Plattform die konkrete Vermittlung übernommen hat, war sie dennoch ein Anhaltspunkt und Vorbild für die Wohngemeinschaften, dass eine WG mit Geflüchteten umsetzbar ist.

Neben den konkreten Anlässen sind die dahinterliegenden Motive zu betrachten, die sich aus den Interviews rekonstruieren lassen. Bei vielen Gesprächspartner*innen wird ein Pflichtbewusstsein deutlich: Sie hätten sich, angesichts der Kenntnis der Situation der Geflüchteten, seltsam gefühlt, *nichts zu tun* und sind sich ihrer Privilegien als einheimische, junge Leute bewusst. Josephine kann sich besonders in die Lage von jungen Geflüchteten versetzen:

„ich hab dann... auch mitbekommen, eben viele junge Leute, die halt dann ihr Land verlassen, weil sie halt auch sagen, es gibt keine Perspektiven, und dann hab ich mir das halt so vorgestellt oder halt auch, war ich dann auf Podiumsdiskussion mal wo, wo Leute von so Flüchtlingsheimen dann erzählt haben, wie das so ist... und dann dacht ich halt: Na ja, dann ist man zwar hier, aber das ist halt so ne Parallelwelt, also ich mein, wenn dann sogar dann Zäune drumrum sind um das Ganze und dann [...] jaa hab ich gedacht, wenn wir hier so viel da drüber reden und... aber die bekommen das ja nicht mit, die entsprechenden Leute und das bringt ja dann alles eigentlich gar nichts“ [Josephine, 00:17:14-7].

Sie möchte Taten statt Worte, wie Daria, für die, wie oben bereits zitiert, ein Nichtstun komisch gewesen wäre. Tobias und Sandra zeigen ein starkes *Wer, wenn nicht wir*-Gefühl, als sie von ihren Eindrücken (durch die Medien) vom Umgang mit Geflüchteten zu dem Schluss kommen, dass sie selbst handeln müssen²⁹. Das Helfen an sich steht ebenfalls weit oben: Der Drang, etwas zu tun und „einfach“ zu helfen, wird von Daria, Josephine und Greta geäußert. Antonia nutzt quasi ihre gesamte Freizeit, um Dinge mit Geflüchteten zu unternehmen, sie hat darüber schon eine gewisse Bekanntheit in ihrer Stadt erlangt:

²⁸ Inzwischen hat das Start Up *Flüchtlinge Willkommen* expandiert, unterhält Büros in mehreren Städten und ist sogar international aktiv (vgl. dazu *Flüchtlinge Willkommen*).

²⁹ Vgl. Zitat von Tobias [01:58:59-4] auf Seite 33.

„und eigentlich immer, wenn ich Zeit habe, weil, hier in [Stadt] sind mittlerweile relativ viele und immer, wenn ich Zeit habe, dann... ruf ich jemanden an oder ICH werde gefragt, hast du Zeit zu kommen oder so“ [Antonia, 00:06:26-5]

Greta bezieht sich dazu noch auf ihre Sozialisation/Erziehung: Sie erinnert sich an Erzählungen ihrer Großmutter zu der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als viele Vertriebene – also Flüchtlinge – in deren Ort kamen und damit verbunden an das Mantra „sei wachsam“ und „sei hilfsbereit“:

„Und zu dem ganzen GROSSEN Thema, bin ich sehr dankbar, dass ich meine Großmutter noch habe oder da auch viele Geschichten gehörte habe, von der Situation nach dem Zweiten Weltkrieg oder auch im Weltkrieg, sie kommt auch vom Hof, und dass da oft Menschen... die haben halt immer wieder Menschen aufgenommen. Aus Schlesien oder die halt auf der Flucht waren. Und ähm, auch in meinem Elternhaus [...] da wohnt meine Mutter momentan alleine, und das ist aber quasi ein Drei-Parteien-Haus, also drei Etagen, und da haben nach dem Weltkrieg auf jeder Etage zumindest zwei Familien gewohnt. Und das ist SO krass, diese Vorstellung [...] ja immer dieses Wissen, um diese Geschichte, diese Vergangenheit [...] denke ich besorgt an die Situation heute und an die... ja, was da wohl noch kommt [...] Also ich sehe da viele Parallelen auch [...] irgendwie stößt das bei mir was an, ähm... weil... 'Sei wachsam' weil... oder weil, geflohene Menschen hat ja immer was mit Krieg zutun und mit Leid [...] und 'sei hilfsbereit' und dadurch kann dann wieder was Schönes entstehen und was Sicheres“ [Greta, 00:51:58-7]

Eine bemerkenswerte Auffälligkeit ist, dass – abgesehen vom interviewten Pärchen – alle Interviewten in irgendeiner Form im sozialen Bereich tätig sind oder eine an Menschen orientierte Wissenschaft studieren.³⁰ Dies kann als ein Hinweis gesehen werden auf eine „helfende Persönlichkeit“ (wie in Han-Broichs Modell), müsste aber noch genauer untersucht werden. Von vorherigem ehrenamtlichen Engagement berichten die Interviewten wenig – vielmehr war dies nun zum Beispiel für Daria die Möglichkeit, endlich etwas Gutes zu tun:

„Und dann war das auch einfach 'ne einfache Möglichkeit, zu sagen, ja, aber jetzt haben wir hier ein Zimmer frei und jetzt kann ich irgendwie wirklich jemandem... ähm was Gutes tun und krieg selbst aber auch noch mal 'nen ganz... 'nen ganz anderen Einblick. Also ich glaub, das ist auf jeden Fall schon auch 'ne Motivation, die wahrscheinlich jeder hat, das ist ja nicht nur so dieses, 'ja, ich will jetzt irgendwie jemandem helfen' sondern man denkt ja schon auch so, boah, da kann ich FÜR MICH auch ganz viel irgendwo mitnehmen, kann noch mal einen neuen Einblick bekommen, kann jemanden noch mal... ganz anders irgendwie, unterstützen so, als wenn ich jetzt einen Deutschkurs mache, und man kommt halt noch mal ganz anders in Kontakt mit den Leuten... joa“ [Daria, 00:57:58-1].

An dieser Stelle des Interviews zeigt sich auch die Reflexion Darias: Sie ist sich dessen bewusst, dass ihre Entscheidung, geflüchteten Menschen Wohnraum zu bieten, nicht komplett uneigennützig ist, sondern mehrere Seiten hat. Während bisher die intrinsischen Motivationen aufgeführt wurden, soll nun auf extrinsische, einen Subjekt- (wie die von Daria angesprochene) und Gesellschaftsbezug

³⁰ Das gilt jedoch nicht für alle restlichen etablierten WG-Bewohner*innen.

aufweisende Motivationen eingegangen werden. Dazu ist festzustellen, dass die Interviewten auch Erwartungen im Hinblick auf eine gewisse „Andersartigkeit“ an die neuen Mitbewohner*innen hatten:

„Also wir haben uns auf jeden Fall eben drauf gefreut, so jemanden aus ner ganz anderen, der in ner ganz anderen Kultur halt sozialisiert wurde, also so mit ganz anderen Vorstellungen, was gut und schlecht ist, was, was, oder vielleicht auch nicht ganz anders. Also je nach dem. Ein paar Sachen vielleicht ganz anders, ein paar Sachen genau gleich irgendwie... ähm... oder wo man die Prioritäten anders setzt so irgendwie, was halt... also ich hatte schon so eine vage Vorstellung, dass halt die Familie dort sehr wichtig ist, so ähm, aber jetzt, gedacht, na ja also vielleicht jemand keine Ahnung ein junger Mann sozusagen, vielleicht ist das dem auch alles egal und ähm... genau, und also einfach, jaaa und mit ner neuen Sprache, und einfach, ja ein GANZ frischer Wind sozusagen, also, hmhm, da... ja da hab ich mich schon darauf gefreut“ [Josephine, 00:37:57-0].

Gerne genannte Beispiele sind hier neues Essen, Sprache und „anderes Denken“. Aber auch, einen direkten Zugang zum Geschehen im Bürgerkrieg, also einen Einblick in das Geschehen vor Ort und damit mehr Orientierung zu bekommen, ist eine Erwartung, wie Daria erklärt:

„[...] gefreut haben wir uns glaub ich beide sehr auf das [landestypische] Essen (Lachen) also wir essen und kochen beide total gerne und hatten da total Lust, was Neues kennen zu lernen und [...] einfach noch mal einen ganz anderen Einblick in die Kultur zu bekommen und auch so in dieses Ganze, einfach mehr darüber zu hören, was ist denn in [Land] wirklich passiert so, was ist denn da vorgefallen, auch so die letzten Jahre schon, was man da gar nicht so mitbekommen hat und ähm... einfach da noch mal so ‘nen persönlichen Einblick zu bekommen und eben auch mal sowas unabhängig von dem was man halt so in den Medien mitbekommt... einfach noch mal ‘ne ganz andere Möglichkeit, sich ein eigenes Bild zu machen“ [Daria, 00:28:31-5].

Zu diesem „Motivationsfeld“, das mit Eigeninteressen zusammenhängt, zählt auch die Einschätzung von Antonia, dass typische WG-Bewohner*innen (Studierende) wohl wenig an ihrer Wohnlage interessiert sind, sie aber neue Mitbewohner*innen braucht. Daria war gerade neu in die Stadt gezogen, hatte relativ viel Zeit und war neugierig, neue Leute kennenzulernen. Bei ihr und Antonia fällt der Einzug der neuen Mitbewohner*innen mit einer biographischen Neuorientierung zusammen. Beide befinden sich in einer Umbruchsituation – sei es aus privater, beruflicher oder wie erwähnt geographischer Sicht und haben Lust auf Engagement. Tobias und Sandra hingegen weisen die Idee des eigenen Profitierens von sich – von ihrem Standpunkt aus ging es ihnen um etwas Anderes:

„Wir haben ja die jetzt auch nicht, was man auch einfach mal dazu sagen muss, wir haben das ja jetzt auch nicht gemacht zur Selbstbespaßung, sondern wir haben das gemacht, weil wir Leuten, die in einer BESCHISSENEN Lage sind, weil wir denen auf's Pferd helfen wollten.“ [Tobias, 01:33:52-2]

Es lässt sich jedoch noch ein besonderes Motiv bei den beiden entdecken – welches diesen vermutlich nicht bewusst ist: Wie bereits bei den konkreten Anlässen gezeigt, ist für Tobias Flucht mit einem

gewissen Abenteuer verbunden. Die beiden erzählen von ihren Aufenthalten im *Dschungel*³¹ von Calais und dem Besuch eines Flüchtlingslagers an der Balkanroute, die einen gewissen Aktionismus verraten. Als es um die Zukunft ihrer Mitbewohner*innen geht, wird deutlich, welche Art von Engagement für Geflüchtete sie als für sich passend erachten:

„Da hab ich auch einfach das Gefühl, dass wir dickere Bretter zu bohren haben oder dass wir dickere Bretter bohren, also da würd ich eher sagen, ähm... Zeit und Energie reinstecken, um noch mal in die Balkanroute abzutauchen und da was zu machen, oder... äh... Blick Richtung Calais richten oder irgendwie solche Sachen, ähm... dieses mit denen zu den Ämtern zu gehen und so, das kann auch irgendn rüstiger Rentner machen, weißte, so, da muss ich nicht jetzt meine Zeit für opfern, ähm... und das ist nicht abwertend gemeint, den rüstigen Rentnern gegenüber, sondern, das ist halt angemessen find ich, so, ich hab einfach die Energie für n paar andere Sachen... ähm und da würde ich die Energie tatsächlich lieber da reinstecken, als meine Zeit damit zu verdaddeln, mit denen jetzt irgendwie... den DSL-Anschluss zu organisieren oder so, né, ähm... das können echt gern andere Leute machen. Und dafür gibt's ja Gottseidank in [Stadt] auch genug Ehrenamtliche, glaub mittlerweile kommt hier auf einen Geflüchteten irgendwie zwei Ehrenamtler oder so [Schmunzeln] dann sollen die das bitte machen, né, und die sollen mich in Ruhe lassen“ [Tobias, 01:43:47-0].

Die beiden sehen ihre Aufgabe weniger in einem langfristigen Engagement als in spontanen Aktionen, in denen sie sich beweisen können. Deutlich wird dies in der Abgrenzung zu Rentnern, die sich ehrenamtlich engagieren. Den Projektcharakter, den ihr Engagement besitzt, verdeutlicht die Feststellung von Tobias zum beendeten Zusammenwohnen:

Tobias: „So. Das haben wir gemacht. Mission ist erfüllt“ [01:33:57-4]

Sandra: „Genau“ [01:33:58-3]

Tobias: „und jetzt ist jut. So. Ja“ [01:33:59-2].

Offenbar handelte es sich um eine Aufgabe, die es zu erledigen galt. Trotz der – wie sich in der weiteren Arbeit noch zeigen wird – ambivalenten Erfahrung des Zusammenlebens möchten die beiden auf jeden Fall weiter aktiv sein und die Augen nach neuen Projekten offenhalten [Sandra, 02:04:30-0].

Als letzte Motivation konnte schließlich die Herbeiführung gesellschaftspolitischer Veränderungen aus dem Datenmaterial herausgearbeitet werden. Eine Motivation, die besonders bei Daria und Esther, aber auch bei Josephine und Greta stark zu sehen ist. Die WG-Bewohner*innen wollen ein Zeichen setzen für eine offene Gesellschaft und ein Gegengewicht zum als oft menschenunwürdig angesehenen Asylsystem und erstarkenden rechtspopulistischen Tendenzen in der Bevölkerung.

Josephine versetzt sich, wie bereits bei der Motivation *Pflichtbewusstsein* ausgeführt, in die Lage der Geflüchteten und sieht in der Unterbringung in abgeschotteten Einrichtungen eine „Parallelwelt“.

³¹ Ein schon seit einigen Jahren bestehendes Flüchtlingslager in Calais (Nordfrankreich), in dem tausende Geflüchtete auf eine Weiterreise nach Großbritannien warteten und das im Oktober 2016 dann geräumt wurde. Auch eine Mitbewohnerin von Josephine, die von ihr in einem Gespräch außerhalb des Interviews als „unsere Revoluzzerin“ bezeichnet wird, ist zum Zeitpunkt des Interviews gerade dort und leistet Freiwilligenarbeit.

Durch eigene Arbeitserfahrung im sozialen Bereich und den Besuch von Veranstaltungen wie Podiumsdiskussionen ist sie sich der Problematik der Unterbringung und Lebensbedingungen von Geflüchteten schon länger bewusst. Nun möchte sie tatsächlich etwas verändern.³² *Greta* nahm bereits an Demonstrationen gegen eine Abschiebehaftanstalt teil und eine kritische Haltung gegenüber der aktuellen Politik ein. *Esther* war schon längere Zeit mit dem Thema vertraut – sie äußert explizit, eine*n Geflüchtete*n als Mitbewohner*in gesucht zu haben, da durch eine private Unterbringung Leute aus der Isolation geholt und in die Gesellschaft integriert werden können. Sie und ihre Mitbewohnerin

„haben gedacht, dass das eigentlich ne ganz gute Möglichkeit ist, die Leute da einfach so aus dem Heim rauszuholen und sie irgendwie mehr einzubinden (???) dass das eigentlich die perfekte Möglichkeit halt ist... sodass die Leute mehr in der Gesellschaft ankommen können, Kontakt kriegen“ [*Esther*, 00:06:45-0].

Daria geht ebenfalls häufiger auf Demos, vor allem seitdem sie in der neuen Stadt und nicht mehr in einer Kleinstadt wohnt. Sie erzählt von einem Schlüsselerlebnis bei einem längeren Auslandsaufenthalt in einem afrikanischen Land, bei dem sie deutsche Freiwillige besuchte:

„[...] die haben in [Land] natürlich NICHT so viel aus Deutschland mitbekommen, aber natürlich dieses PEGIDA-Ding. Und darüber haben wir halt auch ganz viel geredet, so, wow, krass, woher kommt das, warum ist das auf einmal irgendwie da... warum... wie kann sowas entstehen, warum... haben Menschen irgendwie jetzt auf einmal das Gefühl, sie müssen da auf die Straße gehen und für sowas demonstrieren... und ähm, ja das war natürlich spannend, auch noch mal mitzubekommen, ja, wie nehmen denn Leute in 'nem ganz anderen Land gerade wahr, was in Deutschland passiert [...] Also das war schon noch mal für mich, das hat schon noch mal auch was getriggert (...) wo man natürlich selbst auch überlegt, so boah ja, aber wie will ich denn wahrgenommen werden und wie hätte ich denn gerne, dass es ist [...] ich glaub da kam einfach, da war bei uns beiden so ein generelles Grundinteresse, das wir hatten, und auch so... ne generelle politische Tendenz, dass man sich eher irgendwie links verordnet und gegen Rassismus ist, ähm... und dann auf jeden Fall durch bestimmte Ereignisse, durch diese ganze PEGIDA-Bewegung und so weiter“ [*Daria*, 00:56:19-5].

Durch den Auslandsaufenthalt gewinnt *Daria* eine Sicht von außen bzw. fängt an, konkret zu überlegen, wie sie – als Deutsche – im Ausland wahrgenommen werden will. Sie entscheidet sich, durch die Aufnahme von Geflüchteten in ihrer WG einen politischen Gegenakzent zu setzen. Während zuvor schon ein eher links orientiertes politisches Bewusstsein im Hinblick auf Themen wie Diskriminierung oder Rassismus vorhanden war, wird durch die starke (mediale) Präsenz von rechtslastigem

³² Somit nehmen sie und ihre WG eine gewisse Vorbildfunktion ein. Trotzdem gibt es bisher keine Nachahmer*innen aus dem Freundeskreis – obwohl viele die Idee gutheißen und bewundern: *„Ich kenn aber auch außer uns niemanden eigentlich, der das hier jetzt macht, so von Freunden. Ich hör immer ganz oft 'Ja voll cool, dass ihr das macht.', aber keiner zieht's irgendwie in Erwägung (Lachen)“* [*Josephine*, 00:17:30-4]. Ähnliches berichten auch *Esther*, *Daria* und *Antonia*. *Daria* erzählt im Gespräch nach der Aufzeichnung, zu einer Art Multiplikatorin geworden zu sein. Ihre Arbeitskolleg*innen fragen nach den Geflüchteten und spenden Kleidung. Auch über den Newsletter, den sie an die Crowdfunding-Unterstützer*innen regelmäßig versendet hat, bekommt sie positive Rückmeldungen: Für diese Leute, so sagt sie, sei *Flüchtling* nun nichts Abstraktes mehr, sondern habe ein Gesicht bekommen.

Gedankengut der Wille, sich zu engagieren, *herausgekitzelt*. Statt weiterhin nur *dagegen* zu sein im Sinne von Teilnehmen an Diskursen und Demonstrationen entscheiden sich die Interviewten für konkretes Handeln im Kleinen. Hierin ähneln sich die WG-Bewohner*innen und ehrenamtlich mit Geflüchteten Aktive sehr.

Mehrere Hypothesen zu Motiven wurden nicht bestätigt und damit verworfen. Anders als bei den Studien zu Engagement im Flüchtlingsbereich konnte bei niemandem der Gesprächspartner*innen das Motiv einer „gemeinschaftlichen Problemlösung“ im Sinne eines Engagements aus der eigenen Betroffenheit heraus identifiziert werden. Auf eine eigene Fluchterfahrung oder Migrationsgeschichte konnte keine*r der Interviewten zurückblicken. Dafür gibt es Anknüpfungspunkte im Freundeskreis: Der Freund von Antonia ist Asylsuchender und der beste Freund von Greta flüchtete vor einigen Jahren nach Deutschland. Interessant ist, dass ihr dies erst mit der Zeit einfällt – für sie steht das Merkmal *Flüchtling* in dieser Beziehung sehr im Hintergrund bzw. hat es seine Relevanz verloren:

„[...] ja wobei... also ich hab schon Berührungspunkte auch [...] mein bester Freund ist geflohen, vor vier Jahren... aus [Stadt in Vorderasien], politischer Flüchtling, auch in Nacht und Nebel musste er fliehen [...] ABER ich seh das gar nicht, dass er ein FLÜCHTLING ist, in Anführungsstrichen, also, weil das einfach mein Freund ist, né“ [Greta, 00:26:35-8].

Eigene Schwierigkeiten bei der Suche nach Wohnraum oder bei Auslandsaufenthalten, bei denen man sich in ungewohnter Umgebung zurechtfinden musste, möglicherweise auf fremde Hilfe angewiesen war, sind ebenfalls kein Thema. Zu diesen Situationen wird durch die Gesprächspartner*innen kein Bezug hergestellt, auch wenn fast alle von längeren Auslandsaufenthalten berichten können. Ein weiteres Motiv, das in der Studie von Han-Broich auftauchte, hier jedoch in keinem der Gespräche relevant ist und entsprechend nicht weiterverfolgt wurde, ist religiöse Überzeugung. Ein Grund hierfür könnte die andere Altersschichtung von WGs im Vergleich zu den Teilnehmer*innen der Studie von Han-Broich sowie Karakayali/Kleist sein.

Nur ein kleines Schlaglicht soll auf die Motive der Geflüchteten geworfen werden, in WGs zu ziehen. Dies im Hinblick darauf, dass mit Ausnahme von Rafik nur die *alten* Mitbewohner*innen über deren Motive erzählten. Damit kann die eigene Sicht der neuen Mitbewohner*innen nicht untersucht werden. Wie aber festgestellt werden kann, war es nur bei einigen ausdrücklicher Wunsch, in eine WG zu ziehen. Dies trifft auf den Mitbewohner von Esther und auf Rafik zu. Die anderen wurden teilweise überrascht und hätten eher eine eigene Wohnung bevorzugt (Antonias Mitbewohnerin mit Kindern, Josephines Mitbewohnerinnen), irgendwo dazwischen finden sich die Mitbewohner*innen von Daria sowie Sandra und Tobias. Rafik nennt drei Gründe für den Wunsch, in einer WG zu wohnen: geringere Kosten, nicht alleine sein und die neue Kultur kennenzulernen (die er jedoch, in Retrospektive, als nicht viel anders bezeichnet).

„[...] meine alte Wohnung war [...] sehr teuer für mich [...] und auch, hier in die WG... ich möchte auch mit den Leuten sprechen... weil, ich war alleine in diese Wohnung... und ich mag nicht, alleine also zu sein. Ich muss mit... die Leute unterhalten, und (...) andere Kultur auch. Aber das ist nicht so... ist gleich. Also ich finde (...) ich finde... also so ähnlich mit der arabischen Kultur, die deutsche Kultur... ja“ [Rafik, 00:04:39-0].

Von besonderer Bedeutung ist für ihn die Geselligkeit. Im Kontrast dazu beschreibt er sein Leben in der Wohnung alleine, in der er sich isoliert gefühlt hat:

„[...] kein Spaß und... wie Gefängnis (Lachen)... für mich also, ich finde das (...) schwierig. Also für mich ist schwierig. Alleine bleiben... ich mag nicht, alleine zu bleiben. Ich mag die Leute, hier zusammen sitzen und... unterhalten, reden (...) jaa, Tee trinken, oder Nachtisch essen (Lachen) (...) jaa, ist besser“ [Rafik, 00:11:30-8].

2. Auswahl der neuen Mitbewohner*innen

In den Interviews zeigte sich, dass sich die Auswahl des*r neuen Mitbewohner*in anders gestaltete als gewöhnlich. Üblicherweise inserieren die Wohngemeinschaften eine Anzeige (meist auf Plattformen im Internet wie wg-gesucht.de) und laden anschließend Interessent*innen ein, um bei einem „Casting“³³ herauszufinden, welche*r Kandidat*in am besten zu den Vorstellungen der schon etablierten Mitbewohner*innen passt und „ob man auf einer Wellenlänge ist“ [Esther, 00:15:01-7].

Eine WG-Gründerin berichtet hierzu:

„[...] sonst hatten wir so n... normales Casting, sag ich mal, wir hatten da halt die Anzeige gestellt und dann halt Leute eingeladen und (Lachen) uns vorher überlegt, was wir die fragen könnten, was für uns wichtig ist und so, um rauszubekommen, ob die hier reinpassen oder nicht“ [Josephine, 00:05:18-7].

Die Auswahl von Geflüchteten als Mitbewohner*innen verläuft jedoch anders:

„Da hatten wir auch nicht so... so große Erwartungen oder so, so hohe Erwartungen wie [...] wenn man so die Eigenschaften abfragen würde vielleicht jetzt so bei Studenten aus Deutschland oder so... das war irgendwie, da sind wir schon anders rangegangen“ [Josephine, 00:06:58-7].

Warum in diesem Fall anders verfahren wird und das Anwenden gewohnter Kriterien und Methoden scheitert, zeigt die Geschichte von Esther, die für einen Geflüchteten (*Abdul*) versucht, über konventionelle Wege, eine Online-WG-Plattform, eine Wohngemeinschaft zu finden. Dabei stoßen die beiden auf zahlreiche Hürden. Erfolgt auf dem in Universitätsstädten ohnehin schon umkämpften Wohnungsmarkt eine Einladung zu einem Casting, können geringe Deutschkenntnisse und Zurückhaltung ein problematischer Faktor sein, da sie das Gefühl vermitteln, Kommunikation könne sich schwierig gestalten.

³³ In diesem Fall eine Art Vorstellungsgespräch, durch das man mit anderen Kandidat*innen um einen Platz in der WG konkurriert – gleichzeitig oder nacheinander.

„[...] weil er halt [...] dann lieber irgendwie was versucht, mit seinem Handy zu übersetzen, als irgendwie was zu erklären oder so [...] was dann teilweise abschreckt [...] oder dann sagt er einfach sowas wie: Jaaa, ich versteh das jetzt nicht, aber [Esther] erzählt, erklärt mir das hinterher auf Facebook, und so (Lachen) und das halt irgendwie die Leute dann... so n bisschen abschreckt, glaub ich, weil sie dann so denken, okay, wir können uns dann... mit ihm nicht verstehen, wenn er dann bei uns wohnt“ [Esther, 00:19:12-9].

Entsprechend könne die WG in Arbeit ausarten, statt einen Rückzugsraum nach dem stressigen Arbeitstag zu bieten – eine darauf nicht vorbereitete WG kann sich damit überfordert sehen:

„Der eine hat auch mal gesagt, jaa, er ist halt auch den ganzen Tag arbeiten und [...] noch abends... sich damit auseinandersetzen und noch Deutsch zu üben [...] also er hat gesagt, er kann sich nicht so darum kümmern. Also ich glaube, es ist halt auch so n bisschen, dass die Leute dann denken, also... es ist auch glaub ich einerseits so, dass man sich schon irgendwie mehr [...] um die Leute kümmern muss...Aber auch nicht unbedingt. Also ich mein, die Idee ist ja jetzt nicht, dass es ne Betreuung ist oder so... aber... [...] klar... gerade wenn es eben mit der Verständigung noch Schwierigkeiten gibt... ist es vielleicht schon auch noch mehr Arbeit und ich mein [...] bei nem WG-Casting [...] ist eh schwierig, sich richtig kennen zu lernen und dann wird's halt noch mal schwieriger, wenn man wenig versteht, dann den anderen einzuschätzen, wie es wirklich ist... ist dann halt glaub ich schon noch mal ne Hemmschwelle... Und dann ist es halt glaub ich schon einfacher... wenn ähm... die WG das halt von sich [...] schon vorher überlegt hat und gesagt hat, JA, wir wollen das gerne und ähm, sich nicht das noch während dem Gespräch quasi überlegen muss so... also es ist halt glaub ich einfach ne Frage, mit der man sich schon auseinandersetzen muss“ [Esther, 00:22:20-2].

All diese Punkte können nachteilig sein für die Anforderung, sich in Castings positiv darzustellen, um bei der Bewerbung um ein Zimmer erfolgreich zu sein, und sich daher zu öffnen statt zu verschließen. Hinzu kommen Fallstricke, die vom Kandidaten kaum umgangen werden können: So kann die Zugehörigkeit zur Kategorie *Flüchtling* zu Vorbehalten seitens der Vermieter*innen und der Mitbewohner*innen³⁴ führen und Unsicherheiten darüber herrschen, wie die potenziellen neuen Mitbewohner*innen zu verschiedenen Dingen stehen – zum einen durch die Zuordnung zu einem anderen Kulturkreis, zum anderen durch die durch fehlende Sprachkompetenz hervorgerufene Schwierigkeit, über sensible Themen zu sprechen:

„[...] in einer WG, waren wir auch, und da hat halt einer gewohnt, der war, äh, Transgender, und der war dann sich auch unsicher, ob man es versuchen soll, also er hat dann auch gesagt, ähm... er will halt einfach sich, irgendwie, zuhause sich wohl fühlen, und wenn jetzt, halt auch nicht jemanden, der damit ein Problem hat, und... konnten wir dann halt auch schwierig übersetzen, und das war dann auch schwierig zu erklären, da wusst ich auch überhaupt nicht, wie [Abdul] jetzt dann, wie er, da irgendwie einen Bezug dazu hat, und ob er was dazu weiß, und wie er darüber denkt, das war halt, mit sowas... über sowas hatte ich mit ihm halt auch noch nicht gesprochen [...] das war dann glaub ich schon auch... so n... Knackpunkt, was ich dann auch verstehen konnte... weil wir halt, überhaupt nicht so richtig einschätzen konnten, so

³⁴ Josephine berichtet etwa, dass in einer vorherigen Wohnkonstellation die Zimmervergabe an einen geflüchteten Menschen abgelehnt wurde: *„Also die Idee hatten wir eigentlich schon glaub ich vor gut 'nem Jahr... aber da hatten wir noch einen... oder zwei Mitbewohner, die das absolut nicht wollten, die haben gesagt, das können sie nicht, ähm da neue Kulturen und neue Sprachen ins Haus, und das wär gar nichts, und ähm dann haben wir das quasi wieder erst mal sein lassen“ [Josephine, 00:09:35-3].*

wie [Abdul] das verstanden hat und wie er dazu steht, und was da einfach auch der kulturelle Unterschied ist und so“ [Esther, 00:19:52-4].

Diese Herausforderungen stellen sich, obwohl der Geflüchtete *Abdul* in diesem Fall bereits auf Unterstützung zurückgreifen kann, nämlich, dass ihm die Wohnform WG erklärt wird und Esther als Expertin für ihn die Suche nach potenziellen WGs übernimmt, dabei bereits eine Vorauswahl trifft (ausgewogenes Geschlechterverhältnis, eher Studierende aus dem sozialen Bereich).

Dazu kommt die Tatsache, dass die Wohnform WG, wie im Kapitel zu Wohngemeinschaften beschrieben, ein in dieser Form nicht weltweit bekanntes Phänomen ist. Dementsprechend fehlt vielen Geflüchteten Wissen hierzu und damit eine genaue Idee, wonach man suchen will und es kommt zu Missverständnissen. Folglich überrascht es nicht, dass es nicht immer die ursprüngliche Idee der nun in WGs wohnenden Geflüchteten gewesen ist, diese Art des Wohnens zu wählen. In gewisser Weise hat der nach einem Zimmer suchende Geflüchtete die Rolle eines *Fremden* nach Schütz inne, da er sich in einem WG-Casting einer ihm unbekanntem Gruppe annähert als jemand, der zuvor noch keiner ähnlichen Gruppe (WG) angehört hat.

Wenn nun der *klassische Weg* über offene WG-Castings scheitert und Geflüchtete in der Regel dort geringe Erfolgsaussichten haben, wie gelingt es WGs, einen Menschen mit einer frischen Fluchtgeschichte bei sich als Mitbewohner*in begrüßen zu können? Tatsächlich zeigt sich, dass hierfür ein aktives Bemühen von Seiten der Wohngemeinschaft von Nöten ist und die klare Entscheidung dafür, eine*n Mitbewohner*in auszuwählen, der das Merkmal *Flüchtling* trägt. Es lohnt sich daher, den Weg zu den neuen Mitbewohner*innen genauer zu betrachten.

Sehr spontan und ungeplant verlief es bei Gretas WG: Über eine Freundin, die in einer Asyl-Gruppe aktiv ist, wurde die WG angesprochen. Der Geflüchtete befand sich in einer Notsituation: Er hatte zwar eine offizielle Unterkunft in einem Wohnheim, war aber von Abschiebung bedroht und konnte in einer WG, in der er vorher untergebracht war, nicht bleiben. Ohne lange zu überlegen, beschloss die WG, ihm Unterschlupf zu gewähren und ohne ein vorheriges Kennenlernen zog er ein.

Bei Sandra und Tobias scheiterten zwei Versuche: Zuerst bemühten sie sich über eine Initiative aus dem AntiFa-Spektrum, Geflüchtete bei sich daheim aufzunehmen. Dafür fehlte ihnen aber der „Stallgeruch“ [Tobias, 01:09:15-4], um die nötigen Kontakte hierfür zu knüpfen. Daher registrierten sie sich bei einem Wohltätigkeitsverband vor Ort als Ehrenamtliche – ein Prozess, der den beiden jedoch zu lange dauerte und deren Schulungen, etwa zu Interkulturalität, sie für überflüssig hielten. Die Hoffnung auf eine Gesetzesänderung, die es erleichtern würde, privat Geflüchtete aufzunehmen, erfüllte sich ebenfalls nicht. Durch Zufall schließlich lernten die beiden bei einem Trip in ein Flüchtlingslager an der Balkanroute ein geflüchtetes Paar kennen, das kurze Zeit später in eine

Notunterkunft in die Nähe ihres Wohnortes kommt. Informell treffen sie eine Absprache mit der Leitung der Notunterkunft, dass die Geflüchteten de facto bei ihnen wohnen können.

Im Fall von Daria brauchte es sogar drei Versuche, bis ein Mitbewohner mit Fluchtgeschichte einziehen konnte. Das Suchen über die Plattform *Flüchtlinge Willkommen* führte zu keinem Erfolg, da es sehr lange dauerte, überhaupt irgendeine Antwort zu bekommen. Über Bekannte lernten sie schließlich einen interessierten Geflüchteten kennen, der das Wohnangebot jedoch ablehnte, da er in der Wohnung nicht hätte rauchen können. Er entschied sich, lieber in der Containersiedlung zu bleiben. Hier wird das Bild, das Daria und ihre Mitbewohnerin von Geflüchteten haben, in Frage gestellt:

„[...] weil man sich da selbst so'n bisschen bei seinen, ähm... Vorurteilen dann letztendlich erwischt hat [...] man hatte irgendwie schon so n bestimmtes Bild vor Augen, und dann stand der halt am Bahnsteig und er hat halt ähm hellbraune Haare, strahlend blaue Augen und er stand halt da so Hipster-mäßig angezogen (Lachen) [...] und irgendwie hatten wir beide was ganz anderes erwartet [...] ihm hat auch die Wohnung ganz gut gefallen, und dann sind wir aber irgendwann auf das Thema Rauchen gekommen, und dann hat er uns halt ziemlich offen erzählt, dass er halt sehr viel, ähm... raucht und ähm... ja wir haben dann halt ganz klar gesagt, dass das ne Nichtraucherwohnung ist und dass er halt nicht in seinem Zimmer rauchen soll und auch nicht in der Wohnung, dass er halt rausgehen muss [...] und dann kam von ihm halt sofort, hat man auch gemerkt so, nee, geht für ihr nicht (lachen) [...] Und das war irgendwie auch so 'ne Erfahrung [...] irgendwie hatte man dann doch so im Kopf, so jaaa, wir tun ja hier was voll gutes, und das sind bestimmt Menschen, die sind total froh, wenn sie irgendwas dann haben, aber nee, das sind natürlich auch Leute, die irgendwie ihre Erwartungen und ihre Vorstellungen haben und IHM war das halt einfach wichtig mit dem Rauchen und ähm das war für ihn halt irgendwie... ja...keine... da ging halt für ihn kein Weg hin, zu sagen, ja, ich muss dann jedes Mal irgendwie drei Stockwerke hoch und runter laufen“ [Daria, 00:05:24-8]

Die Entscheidung, so führt dieser Fall noch einmal vor Augen, wird keineswegs einseitig getroffen: Es sind nicht nur die *etablierten* Mitbewohner*innen, die über den Einzug entscheiden, sondern genauso müssen die Kandidat*innen in die WG einziehen wollen – wie bei sonstigen Castings gilt dies auch für Geflüchtete. Sie bringen ebenso Wohnvorstellungen mit, die sie erfüllt sehen möchten. Der dritte Anlauf schließlich war von Erfolg gekrönt: Im Nachbarschaftsbüro, wo es allgemeine Hilfsangebote gibt, trifft ihre Mitbewohnerin eine Person, die wiederum einen Geflüchteten kennt, der eine Unterkunft braucht. Dieser wohnt übergangsweise in dem Privathaushalt einer Dame, die ihn in Griechenland kennen gelernt hatte und der aufgrund der Überfüllung der Erstaufnahmeeinrichtung geraten wurde, ihn am besten bei sich daheim aufzunehmen (auf eigene Kosten).

Auch Esthers WG startete einen Versuch über die Plattform *Flüchtlinge Willkommen*, nachdem eine vorherige Bemühung zu kurzfristig war und jemand anderes den Vorzug bekam, da die WG darauf angewiesen ist, keine Mietausfälle durch längeres Suchen zu haben. Die Plattform vermittelt schließlich eine Organisation vor Ort, die auch einen Geflüchteten zum Kennenlernen vorbeischickt. Mit diesem gestaltet sich die Kommunikation jedoch schwierig und ein Einzug scheitert, auch

deswegen, weil der Interessent eigentlich eine eigene Wohnung erwartet und nicht weiß, was eine WG ist. Der zweite Versuch gelingt: Der Verein meldet sich noch einmal, die WG hat durch Zufall ein Zimmer frei, der Interessent kommt vorbei, alle verstehen sich gut und somit kann er einziehen. Über diese Entwicklung ist die WG froh – denn die Bewohnerinnen wollten zwar eine*n Geflüchtete*n als Mitbewohner*in, jedoch nur, wenn es zwischenmenschlich passt. Eine Sonderbehandlung aufgrund des Merkmals *Flüchtling* lehnt Esther ab, kann sie jedoch trotzdem nicht ganz ausklammern:

„[...] man macht ja trotzdem Castings, es muss halt irgendwie trotzdem... so passen. Und ich wollte dann auch nicht den Leuten irgendwie so ne Sonderrolle zuschreiben, so sagen (Lachen): 'Ja wir nehmen dich jetzt, nur weil du n Flüchtling bist' oder so, das wollt ich halt auch nicht, und trotzdem [...] war das wie so ne Sonderrolle, wo ich so dachte, 'Ja, aber das würd ich ja schon dann eher machen' als... also, das war so'n bisschen, auch so'n bisschen zwiespältig [...] aber jetzt bei [Mitbewohner] war das dann gar kein Problem, weil das einfach auch... bei dem Casting schon total super lief und irgendwie... wir uns eigentlich direkt gut verstanden haben und das... jaa, ganz cool war. Deswegen war das dann eigentlich im Endeffekt gar kein Problem [...] ich will halt trotzdem auch nicht, dass die Leute ihn [[Abdul]] irgendwie aus Mitleid aufnehmen oder so“ [Esther, 00:31:19-7].

Für Josephines WG war es ein langer Prozess, bis Geflüchtete einzogen – inzwischen sind es drei und damit die Hälfte der WG-Besetzung. Wie bei den zwei vorherigen WGs geschah der erste Versuch im Kontakt mit *Flüchtlinge Willkommen*. Die Plattform vermittelt jedoch, zumindest zu diesem Zeitpunkt, nicht in dieser Region. Also nimmt die WG die Umsetzung ihrer Idee „selbst in die Hand“. Josephine trägt ihr Anliegen, ein WG-Zimmer anzubieten, weiter an öffentliche Stellen und Arbeitskreise und hinterlässt ihre Kontaktdaten. All dies dauert etwa drei Monate – derweil vermietet die WG das freie Zimmer immer wieder für Kurz-Zwischenmieten, vergibt das Zimmer also bewusst nicht langfristig, um es für eine*n Geflüchtete*n freizuhalten. Rafik erfährt über einen Arbeitskreis, in dem er engagiert ist, von der WG, ruft an, stellt sich persönlich vor und da zwischenmenschlich alles „passt“, zieht er ein. Im Fall der zwei geflüchteten jungen Frauen, die wenige Monate später einziehen, meldet sich das Landratsamt bei der WG. Die beiden ziehen ohne ein vorheriges Kennenlernen ein, da es für sie keine andere Option gibt und die WG angesichts dieser Situation bereit ist, das Risiko einzugehen, gänzlich unbekannte Leute als Mitbewohner*innen zu begrüßen. Der Weg bis hin zum Einzug von Rafik wird von Josephine als entmutigend bezeichnet, da es sehr schwierig war, jemanden zu finden bzw. zu erreichen – so kommt es fast zur Aufgabe des Planes:

„[...] als wir irgendwann gedacht haben, WO können wir das denn sagen, einfach, also wenn man einfach nicht die richtige Stelle findet, da waren wir auch schon teilweise dann kurz davor zu sagen, 'ja dann lassen wir es halt'“ [Josephine, 00:10:32-2].

Hintergrund kann hier auch sein, dass es in der beliebten Studentenstadt ansonsten sehr leicht ist, Mitbewohner*innen zu finden, da akuter Wohnungsmangel herrscht.

Antonia hatte bereits über ein Ehrenamt Kontakt zu geflüchteten jungen Männern. Diese selbst rieten ihr jedoch davon ab, mit jungen, männlichen Geflüchteten zusammenzuziehen³⁵:

„Ich kannte jetzt ja auch n paar Jungs [...] wobei [...] die haben mir gesagt, lieber nicht mit Männern zusammen wohnen [...] Also, mir wäre das egal gewesen [...] also, das haben die Flüchtlinge mir selber gesagt, né [...] weil ich alleine, dann halt als Frau hier lebe [...] damit können viele Männer nicht umgehen, ähm (...) weil das vielleicht neu ist, für einige (...) öhm weil sie nicht ALLE offen sind für neue Dinge [...] dass das vielleicht als, als Frau mit drei oder zwei anderen Männern keine gute Idee wäre [...] weil das halt gefährlich sein könnte - für mich. [Antonia, 00:13:35-2].

Über eine Nachfrage im Rathaus nach allein reisenden Frauen oder Frauen mit Kindern wurden ihr schließlich ihre drei neuen Mitbewohner*innen vermittelt. Von diesem Moment an lief alles problemlos: Nachdem die Miete ausgerechnet wurde und der Vermieter ebenfalls von der Idee angetan ist, kommt es zu einem Kennenlernen und beide Seiten fassen den Vorsatz, es miteinander zu probieren.

Wie sich bei all diesen Wohngemeinschaften zeigt, sind die WGs gut vernetzt. Ihre Vernetzung findet aber nicht mit anderen Wohngemeinschaften, in denen auch Geflüchtete wohnen, statt. Dafür sind vielfältige zivilgesellschaftliche Akteure involviert: Nachbarschaftsbüros, Arbeitskreise für Geflüchtete oder Wohlfahrtsträger. Dazu kommt der Kontakt mit Behörden und Ämtern.

3. Zusammenleben in der WG

In diesem Kapitel mit seinen Unterkapiteln geht es um die Sichtweise der etablierten Mitbewohner*innen auf ihre Wohngemeinschaft. Es soll dargestellt werden, wie sich das WG-Leben gestaltet, was das Leben in einer Wohngemeinschaft für die Interviewten ausmacht und was sich möglicherweise verändert hat durch die neue*n Mitbewohner*innen, die eine Fluchterfahrung gemacht haben. Schließlich wird noch auf Veränderungen für das eigene Leben der *etablierten* Mitbewohner*innen und ihre persönlichen Einstellungen eingegangen, die sich durch den Kontakt mit Geflüchteten als Mitbewohner*innen ergeben haben.

a) Vorstellungen vom Zusammenleben in WGs

Wie sich im Verlauf des Forschungsprozesses immer mehr herausstellte, waren die Auffassungen dazu, was eine Wohngemeinschaft ist und ausmacht, bei den Befragten unterschiedlich. Dementsprechend kam die Frage auf, was die WG-Bewohner*innen generell dazu bewogen hat, in einer WG zu wohnen und wie ihre Vorstellungen von einem WG-Leben sind.

³⁵ Auf die Geschlechterproblematik innerhalb der WGs wird noch vertieft im Kapitel zu den Veränderungen in der Wohngemeinschaft eingegangen.

Esther entschloss sich für das Wohnen in einer WG um nicht alleine zu sein, Kontakt und Abwechslung zu haben. Neben dem Kontakt zu ihren Kommiliton*innen aus dem Studium wollte sie noch „andere Blickwinkel“ [00:15:32-1] kennenlernen. An einer WG schätzt sie, ein gewohntes Umfeld zu haben, also eine gewisse Kontinuität und sich nicht häufig (z.B. im Wohnheim jedes Semester) auf neue Leute einstellen zu müssen. Für Daria steht die Gemeinschaft im Mittelpunkt – ihr ist es wichtig, etwas miteinander zu tun wie etwa kochen und essen, die Erlebnisse des Tages miteinander zu teilen und so am Leben der anderen Mitbewohner*innen teilzuhaben:

„Für mich macht es auf jeden Fall aus, dass man GEMEINSCHAFTLICH zusammenwohnt, also ich kann mir nicht vorstellen, in so 'ner Zweck-WG zu wohnen, wo man echt einfach nur sagt, wir nutzen halt das Bad und die Küche so gemeinsam, sondern ähm für mich ist das total wichtig, dass man wirklich auch was miteinander macht, ähm, also gerade so das Kochen und miteinander Essen ist mir total wichtig [...] das finde ich an 'ner WG so schön, dass man das auch teilen kann, dass man auch zusammen kocht, zusammen Abend isst [...] wo man zusammensitzt und sich auch austauscht, ähm... das finde ich total, total wichtig, auch so dieses Gefühl zu haben, ich kann nach Hause kommen, und kann jemandem von meinem Tag erzählen, also auch wirklich so... am Leben der anderen teilhaben so n bisschen“ [Daria, 00:50:19-8].

Gleichzeitig hat jeder durch sein eigenes Zimmer auch die Möglichkeit, sich zurückzuziehen und seine Ruhe zu haben. Alltägliche Aufgaben wie putzen oder einkaufen werden in dieser WG untereinander aufgeteilt; die beiden *etablierten* Mitbewohnerinnen legen Wert auf ein gleichberechtigtes Zusammenleben. Daria beschreibt ihre (nun der Vergangenheit angehörende) WG als

„[...] 'ne coole Mischung aus wirklich zusammen da leben, aber auch seinen Rückzugsraum irgendwie zu haben“ [Daria, 00:46:33-3].

Josephine assoziiert mit ihrer WG ein „[...] *gemütliches Zuhause [...] zusammen hier sitzen, und über Gott und die Welt reden*“ [00:00:38-7]. Ihre generellen Erwartungen an eine WG schildert sie folgendermaßen:

„[...] dass ein bisschen ein... familiäres Gefühl entsteht so, dass man... nach Hause kommt, dass man gemeinsam was macht, dass man sich interessiert für die anderen, dass man füreinander da ist gegenseitig [...] wie es jetzt ideal bei uns war die letzten Monate, dass man auch sozusagen einen... wir nennen ihn, einen kommunistischen Kühlschrank hat (Lachen), sozusagen, also dass man halt alles teilt und so, das muss nicht unbedingt sein, es kann auch anders sein, manchmal ist's halt kompliziert (Lachen) wenn man das unbedingt erzwingen will und das, die Leute passen da nicht dazu [...] Also auf keinen Fall sowas, dass man sagt, man braucht einen WG-Abend in der Woche oder so... das würde ich auf jeden Fall nicht sagen, sondern... dass es entspannt irgendwie, ja, ein entspanntes Zusammenleben ist, aber tatsächlich ZUSAMMEN und nicht nebeneinander“ [Josephine, 00:04:35-1].

Für sie ist eine WG damit Familien-ähnlich, Mitbewohner*innen sollten füreinander da sein und sich für die Anderen interessieren. Das Leben findet zusammen und nicht nebeneinander statt. Gleichzeitig ist ihr bewusst, dass es sich um soziale Beziehungen handelt und daher nichts erzwungen werden kann.

In ihrer – momentan auch verwirklichten – Wunschvorstellung unternimmt eine WG viel miteinander und teilt das Essen. Es gibt also ein gegenseitiges Geben und Nehmen.

Auch bei Greta ist Kochen eine WG-übliche Gemeinschaftsaktion. Daneben legt sie Wert auf das Einhalten von Absprachen innerhalb der WG. In der WG von Antonia spielt gemeinsames Essen dagegen keine Rolle. Aufgrund unterschiedlicher Essgewohnheiten und einer relativ kleinen Küche haben trotz der schon langen Wohndauer zusammen noch nie alle gemeinsam gekocht. Alle sind viel unterwegs, aber trotzdem über das Leben der Anderen informiert. Der Ort, an dem man sich begegnet und miteinander „quatscht“, ist die Küche. Diese WG könnte am ehesten als „Zweck-WG“³⁶, von der sich z.B. Daria abgrenzt, bezeichnet werden, obwohl auch hier sozialer Austausch stattfindet. Der finanzielle Aspekt (geringere Kosten durch das Mieten eines Zimmers statt einer eigenen Wohnung) findet, abgesehen von dieser WG, keine Erwähnung. Die Interviewten heben stattdessen den sozialen Aspekt hervor, der für sie eine Wohngemeinschaft auszeichnet. Dies deckt sich mit der bisherigen Forschung zu WGs.

Im Kontrast zu diesen, größtenteils studentischen, Wohngemeinschaften steht die WG-Auffassung von Tobias und Sandra. Nur Tobias hat zuvor WG-Erfahrung gesammelt. Seine Erfahrung beschränkt sich auf einen dreimonatigen Aufenthalt in England. In knappen Worten berichtet er über das sehr zweckmäßige Zusammenleben:

„[...] mit den Leuten in London hatt' ich ja auch nix am Hut, aber wir haben einfach zugesehen, dass wir uns nicht grad wie Säue benehmen, und jeder war in seinem Zimmer und gut ist“
[Tobias, 02:23:31-2].

Ein explizites WG-Leben findet in einer derartigen WG nicht statt. Von dieser Erfahrung geprägt, hat Tobias eine WG-Definition, nach der alle Bewohner*innen ihr „eigenes Ding“ machen und sich eventuell in der Küche mal über den Weg laufen. Von dieser weicht das Zusammenleben mit den Geflüchteten jedoch ab:

„War also jetzt nicht so WG, wie man das kennt, wo jeder sein Zimmer hat, wo die alle... ihr eigenes Zeug haben, n Schreibtisch, und jeder macht da, man trifft sich in der Küche (...) sondern das hier [[Wohn-Esszimmer]] war der Raum, das war jetzt hier die Schaltstelle... drum hatteste NIE Pause“ [Tobias, 00:42:10-7].

Das geräumige Wohnzimmer mit der offenen Küche ist der Ort der Wohnung, an dem sich das Leben abspielt und die meiste Zeit verbracht wird. Dies ist für Tobias ungewohnt – Wohngemeinschaft stellt er sich, wie er an anderer Stelle noch einmal weiter ausführt, anders vor:

„WG, so wie ich die kenne, ist halt: da gibt's ne Küche, die man gemeinsam nutzt, und n Bad. Ähm, anders kenn ich das nicht [...] Und dann zieht jeder nachher in sein Zimmer ein, macht die

³⁶ In einer Zweck-WG ist der monetäre und weniger der soziale Aspekt des Wohnarrangements ausschlaggebend für die Entscheidung in einer Wohngemeinschaft zu leben (vgl. dazu das Kapitel zu Wohngemeinschaften).

Tür zu, und das ist sein Reich. Und das... geht halt hier in dem Haus nicht. Deswegen spielt sich alles hier ab [...] deswegen ist dieses Haus nicht WG-fähig hier, meines Erachtens, nach, né. Es sei denn, man sagt jetzt, das ist jetzt keine Wohngemeinschaft, sondern 'ne Kommune [...] aber... Kommune... (Lachen)... hab ich's nich so mit, hab ich jetzt gelernt“ [Tobias, 02:22:57-4].

Diesen Gedanken führt er weiter, als er erklärt, sich durchaus ein Zusammenleben mit anderen Leuten (Geflüchteten) vorstellen zu können, jedoch nur in einer separierten Wohnung im Haus, wodurch man sich wenig begegnet³⁷. Die Wohngemeinschaft von Sandra und Tobias stellt damit einen Kontrast zu den anderen untersuchten WGs dar: In gewissem Sinne verstehen sie ihr Wohnarrangement als Wohngemeinschaft – meldeten sich etwa auf den Aufruf, der explizit an WGs gerichtet war – gleichzeitig weicht ihr Begriff von Wohngemeinschaft (und in Abgrenzung dazu von Kommune) sehr von dem der anderen interviewten (jüngeren) WG-Bewohnerinnen ab. Während die übrigen Wohnkonstellationen auf ein Zusammenleben und Teilen von Räumen ausgelegt sind – mit Interpretationsspielräumen, wie stark dieses Miteinander gepflegt wird – zielt eine Wohngemeinschaft für Tobias nicht auf einen gemeinsamen sozialen Raum ab, sondern erfüllt eher den Zweck, einen Schlafräum zu haben bzw. den Geflüchteten zur Verfügung zu stellen.

Natürlich stellt sich auch die Frage nach den Erwartungen der neuen Mitbewohner*innen an eine WG und das WG-Leben. Wie bereits im Methodenteil erklärt, kann diese Perspektive in dieser Arbeit nur gestreift werden. Es ist aber festzuhalten, dass kaum eine*r der Geflüchteten bereits Erfahrung in WGs gesammelt hatte. Kurze, aber nicht zufriedenstellende Erfahrungen in einer WG in Deutschland hatten bereits jeweils der Mitbewohner von Greta und Esther gemacht. Das Paar, das in der Wohngemeinschaft von Daria wohnte, hatte in seiner Heimat schon in verschiedenen nicht-familiären Wohnkonstellationen gewohnt. Damit ist das Wohnen in einer Wohngemeinschaft für die meisten Geflüchteten eine neue Erfahrung, die sie erst in Deutschland machen. Dementsprechend sind die Erwartungen an das Leben in der WG oft sehr vage. Einen kleinen Einblick liefert hier das Interview mit Rafik, der in der WG von Josephine lebt:

„[...] in meiner Heimat (...) es gibt (Auflachen) keine also WG, jetzt zusammen Frauen und Männer [...] viele Leute, wie zum Beispiel, wie Studenten in... in der Universität, in der Uni, es gibt auch, Frauen und die Männer, also wohnen, Wohnen für Student [...] Studentwohnheim. Aber nicht zusammen! [...]_Aber hier in Deutschland... es ist normal, ja (...) das ist für mich... ist gut, also neue Erfahrung und (...) das ist anders [...] aber macht Spaß, hier in der WG“ [Rafik, 00:14:50-2].

³⁷ „[...] dann würde man sich hier im Treppenhaus begegnen, und das war's, né, dann gehen die hoch... haben die Küche da und und und, dann siehste die nicht mehr“ [Tobias, 02:24:28-2].

Trotzdem machte er sich natürlich vor dem Einzug Gedanken. Seine Erwartungen an die WG ähneln den Ansichten von Tobias zum WG-Leben. Er ist schließlich positiv überrascht bzw. spricht von einem Schock, dass in der WG geteilt wird und ein gemeinsames Essen und Austausch stattfindet:

„Also ich hab' keine Erfahrung... äh... mit WG, also wie Leute wohnen... Aber hier ist gut [...] es ist einfach, ist nicht so kompliziert [...] wenn ich Lust habe, dann koche ich (Lachen) und wenn ich hab' keine Lust, die anderen kochen [...] Anfang hab (...) habe ich gedacht [...] jeder, der so hat... eigene Sachen, oder... alleine essen [...] oder trinken alleine, aber (...) hier ich überrascht, also, Schock also, Zusammen... sitzen, 'was machst du heute?' 'was ist dein Plan?' wir... fragen uns“ [Rafik, 00:09:55-7].

b) Besonderheiten von WG als Wohnform

Eine Wohngemeinschaft stellt, wie im Kapitel zu Wohngemeinschaften aufgezeigt, eine alternative Wohnform zu Familie oder Alleine Wohnen dar. Somit überrascht es kaum, dass immer wieder von den Interviewpartner*innen die Familie als Vergleichshorizont gewählt wird. Schließlich hat jede*r der WG-Bewohner*innen in der Rolle als Kind bereits Wohn Erfahrungen in einer Familie gesammelt. Josephine erzählt vom Wunsch nach einem familiären Gefühl und Antonia etwa sieht sich als eine Art „große Schwester“ (statt Ersatz-Mama) der beiden Kinder ihrer erwachsenen Mitbewohnerin – stellt gleichzeitig aber auch klar, dass

„[...] es nicht meine Kinder sind, also ich kann dann die schönen Sachen mit denen machen (Lachen)... wie Fußball spielen oder... irgendwie rausgehen oder so, und wenn's dann irgendwie Streit gibt, dann... hab' ich damit nichts zu tun, weil das ist dann nicht meine Aufgabe“ [Antonia, 00:02:11-3].

Ihre vorherigen Befürchtungen bzw. die von Seiten ihres Umfelds, sie könnte in eine (unerwünschte) Mutterrolle rutschen, bewahrheiten sich damit nicht.

Rafik, ein Mitbewohner mit Fluchtgeschichte, bezeichnet die WG mehrmals als Familie:

„[...] das ist... also wie eine Familie hier... wir sind eine Familie, und ich fühle mich ganz froh hier... froh und... gut hier“ [Rafik, 00:08:48-5].

Eine kritische Haltung nehmen Daria sowie Sandra und Tobias ein. In Darias WG führte die erste Wohnkonstellation mit einem um einige Jahre jüngeren Geflüchteten zu Konflikten: Während sie sich durch ihn an ihren kleinen Bruder erinnert fühlt und es daher in Ordnung findet, dass man sich um diesen ein bisschen kümmern musste, dieser auch sehr anhänglich ist, nimmt ihre Mitbewohnerin eine andere Haltung hierzu ein:

„[Mitbewohnerin] hat das eher genervt. Weil sie halt das Gefühl hatte, dass man dann in so 'ne Mutterrolle reinrutscht, die sie halt irgendwie genau nicht haben wollte... also sie hat sich das halt mehr gewünscht, dass das so n hmm gleichberechtigtes Zusammenleben ist, wo man halt auf einer Stufe ist. Und das war's bei [Mitbewohner mit Fluchtgeschichte] halt einfach nicht so... das war schon so der Kleine, den man halt so 'n bisschen betüdeln musste... und ähm, ja,

ich fand das ganz niedlich, weil mich das einfach an meinen Bruder erinnert hat, für [Mitbewohnerin] war das halt schwieriger“ [Daria, 00:31:50-5].

An dieser Stelle wird ein wichtiger Aspekt von Wohngemeinschaft deutlich: das sich auf Augenhöhe befinden und die Abwesenheit von Abhängigkeitsstrukturen und Hierarchien, wie es sie in einer Familie in der Regel gibt. Dies ist auch Sandra und Tobias für das Zusammenleben sehr wichtig. Sie lehnen in dieser Wohnkonstellation Familienrollen vehement für sich ab, fühlen sich aber in solche gedrängt, wenn sie etwa abends von den beiden mit Anliegen erwartet werden:

„[...] also weißte, noch nicht mals irgendwie die Tür richtig zugemacht, dat war so wie, so stell ich mir das vor, wenn du nachhause kommst und Kinder hast, die dann so Papapapapa, so standen die dann da, wir haben jetzt hier einen neuen Pfurz...“ [Tobias, 00:54:57-3].

Sandra greift zu einer ähnlichen Wortwahl, als sie kleinere Alltagskonflikte um zum Beispiel Energiesparen anspricht:

„Ja, das war echt n bisschen wie mit Eltern und Kindern, find ich so [...] manchmal hatte man echt so das Gefühl, so ok, (Lachen) man hätte hier irgendwie erwachsene Kinder da“ [Sandra, 02:17:01-2].

Vor allem Tobias fühlt sich unwohl dabei, offenbar eine Sonderrolle zugewiesen zu bekommen: In der Wahrnehmung der beiden ist er für das geflüchtete Paar der „Boss“ und soll den Vater oder großen Bruder spielen. Seine Frau erzählt dazu:

„Also, wobei du da auch schon immer sehr diesen... Boss und BigBrother-Status hattest [[an ihren Mann gewandt]] [...] wo natürlich auch keiner Lust drauf hat eigentlich, aber so ist das bei denen schon so, also es hing immer ganz schön viel auch von [Tobias'] Person ab, sowohl... was jetzt ähm... Fragen zu irgendwelchen Dingen angeht, was Arbeitsamt angeht oder... was auch immer gerade so anstand bei denen... ähm... jaa, [Tobias] hatte, war schon so die Hauptperson, würd ich mal sagen. Also wie gesagt, halt dieses andere... Denken was sie so haben, mit... der Boss... der große Bruder. Der, der die Verantwortung trägt und Entscheidung trifft. Und das war so [Tobias'] Rolle (lachen) obwohl er natürlich auch irgendwie da gar nicht so Bock drauf hatte, aber da kommst du gar nicht drum herum“ [Sandra, 02:07:59-4].

Trotz Versuchen der beiden, ihren beiden Mitbewohner*innen ein gleichberechtigtes Bild zu vermitteln, bleibt Tobias in dieser Rolle verhaftet und ist damit ziemlich unzufrieden:

„Aber auch so n Stuss, also wie in der 50er Jahren. Né, da wollen wir uns zum Essen hinsetzen, da krieg ich den Platz HIER, so am Kopf des Tisches, weißte, so, da denkste Woaaaaaah, was ist das denn für'n Driss hier, MANN! Was soll denn dat, né, alles n Scheiß. Oder auch... es gab noch so n... das kennste denen tausend Mal sagen, sie sollen das mal bleiben lassen, né, und, kannst auch tausendmal [Sandra] ins Gespräch bringen, né [...] und sagen so, [Sandra] ist der Boss, né. Nee, funktioniert nicht. Lassen die sich nicht ausreden“ [Tobias, 02:08:30-6].

Auch wenn viel über *Familie* gesprochen wird, scheinen die Ideen hierzu bei den Bewohner*innen auseinanderzugehen und das Verhältnis untereinander unterschiedlich bewertet zu werden. Im Gespräch stellen Sandra und Tobias in Frage, inwiefern die von ihren Mitbewohner*innen „blumig“ gepriesenen Familienbande in der Heimat belastbar sind – nachdem sie die Erfahrung gemacht haben,

dass in Deutschland lebende Verwandte des geflüchteten Paares zu keiner Hilfe bereit waren. Als die beiden neuen Mitbewohner*innen schließlich wiederholt unabgesprochen Freund*innen (für einen längeren Zeitraum) einladen³⁸, eskaliert die Situation und Tobias nimmt eine klare Abgrenzung vor: Die beiden sind für ihn nicht Teil der Familie, sondern Geflüchtete, die man aufgenommen hat:

„[...] da hab ich halt auch gesagt, ich hab euch zweimal gesagt, eher dreimal, né, was soll denn der Scheiß jetzt (...) Jaaaa... so ging das los... ‚ja wir empfinden euch ja, né, wie eine Familie und deswegen‘... und so... was ihr jetzt empfindet oder nicht empfindet, ist ja jetzt scheißegal, wir haben dreimal drüber gesprochen, also, müsste klar sein, wir empfinden euch nicht als Familie (Lachen) ihr seid immer noch... Geflüchtete, die wir aufnehmen, aber keine Familie. Sonst hätten wir so'n Gespräch nicht dreimal gehabt“ [Tobias, 01:20:26-9].

Generell hatten Tobias und Sandra jedoch keine klaren Regeln aufgestellt, da sie wollten, dass sich die Geflüchteten wohlfühlen. Ein Punkt, den sie im Hinblick auf die geschilderte Situation heute anders angehen würden³⁹. Auch wenn in WGs Spontaneität und Unabhängigkeit eine große Rolle spielen, haben die meisten WGs bestimmte Regeln und Abmachungen, deren Nichteinhaltung von den Mitbewohner*innen als negativ erfahren wird. Im Fall der WG von Greta beispielsweise war klar geregelt, dass der von der Abschiebung bedrohte neue Mitbewohner nur für befristete Zeit in der WG bleiben konnte und immer jemand der alten Mitbewohner*innen zeitgleich da sein sollte. Da sie ihn vor dem Einzug nicht kannten, bekam er auch keinen eigenen Schlüssel. Um miteinander Dinge zu unternehmen, gab es Verabredungen zum Kochen, die von ihm aber nicht eingehalten wurden – gleichzeitig brachte er unangekündigte Übernachtungsgäste mit. Vorfälle, die dazu führten, dass sich die interviewte Mitbewohnerin unwohl fühlte und anfangs, sich zurückzuziehen. Lapidare Dinge wie das Nicht-Einhalten von Putzplänen können zu Konflikten führen. In der WG von Daria ist dies der Aufhänger für eine grundsätzliche Diskussion zwischen ihr und der anderen etablierten Mitbewohnerin darüber, wie man den neuen Mitbewohner behandeln sollte. Während Daria dafür plädiert, Rücksicht auf den neuen Mitbewohner zu nehmen aufgrund seiner traumatischen Erlebnisse und speziellen Lage, möchte ihre Mitbewohnerin prinzipientreu die WG-Regeln durchsetzen und ihn möglichst gleichbehandeln.

„Seine Eltern sind noch dort [...] und halt beim zweiten Mal, wurden da auch Leute umgebracht, die er halt kannte. Und solche Sachen... wo ich halt einfach finde, wenn man weiß, dass jemand grad mit sowas konfrontiert ist, kann ich auch gut verstehen, dass gerade Abwasch machen

³⁸ Nachdem mehrmals sehr kurzfristig der Besuch von syrischen Freunden angekündigt wurde, bestand Tobias in diesem Fall auf das Ausladen des angekündigten Freundes (von dem unklar war, wie lange er bleiben sollte). Daran anschließend kam es zu dieser Situation.

³⁹ *„[...] generell für andere Leute [...] denke ich, müsste man sich vorher so'n paar Spielregeln überlegen, oder einfach für sich selber überlegen, okay, was ist mir jetzt wichtig, ähm, worauf muss ich achten, dass es mir selber eben halt auch gut geht und ich mich entspannt fühle, né, dass man sich davor so ein bisschen überlegt, wie man das umsetzen kann... bevor du nachher eben halt, ja, jeder mal so macht, wie er meint [...] das ist vielleicht auch, rührt halt daher, dass es eben alles sehr offen gehalten wurde, das Ganze, né“ [Sandra, 02:26:19-0].*

nicht so GANZ oben auf der Prioritätenliste steht [...] für [Mitbewohnerin] war's aber immer so, 'Jaaa, aber ähm, wir wollten ja, dass das ein gleichberechtigter Mitbewohner ist' und [...] dass es ja quasi schon wieder 'ne Art von Diskriminierung ist, dass ich denke, dass quasi aufgrund dieser ganzen Erlebnisse, die er hatte, und weil er eben aus [Land] kommt mit dieser ganzen Situation, dass er deswegen jetzt nicht in der Lage ist, hier im Haushalt irgendwie mitzumachen, also... das war halt auch wieder so 'ne Einstellungssache, wo ich einfach finde [...] es ist nun mal so, dass andere Sachen auch wichtiger sind als Abwaschmachen, und ich finde, das kann man dann auch einfach in dem Moment mal zählen lassen [...] sie wollte das halt nicht so gelten lassen, dieses Argument, weil sie auch gemeint hat, wir haben ja gesagt, wir wollen eigentlich niemanden, wo wir das Gefühl haben, wir müssen uns so darum kümmern, sondern es soll eigentlich weiterhin eine gleichberechtigte WG sein, in der halt auch jeder die gleichen Pflichten hat [...] ich glaube, da sind einfach zwei unterschiedliche Sichtweisen aufeinander getroffen“ [Daria, 00:41:30-2].

Keine der WGs pflegte einen festen „WG-Abend“, stattdessen soll sich das Zusammenleben spontan regeln. Dies gelingt mal mehr, mal weniger: In der WG von Daria zieht sich ihre Mitbewohnerin immer mehr aus dem gemeinsamen Zusammensitzen heraus, was schließlich in einer Auflösung der WG mündet – ein Prozess, der möglicherweise durch einen festen Termin oder eine Routine hätte aufgehalten werden können. Dies weist auf eine weitere wichtige Voraussetzung für ein WG-Leben hin: Kommunikation. Für die hier untersuchten WGs ist sie noch bedeutsamer: denn viele Dinge – wie gemeinsame Abende und Aktivitäten in der WG – sind für neue Mitbewohner*innen, die über keine WG-Erfahrung oder Wissen zu WGs in Deutschland verfügen, Neuland. Josephine reflektiert den Unterschied in dieser Hinsicht zwischen bisherigen Mitbewohner*innen und den neuen:

„[...] also als wir nur gewohnt, Mitbewohner aus Deutschland waren, da haben wir [...] wahrscheinlich hatte jeder auch die Erwartung so, dass es das mal gibt, dass man sich mal so trifft, ähm... da hat es gut so geklappt, ähm... und eben jetzt mit den verschiedenen Kulturen nich, also da... muss man glaub ich tatsächlich sich mehr absprechen, weil da nicht so... unausgesprochene Erwartungen, die sind da halt unterschiedlich irgendwie und dann genau, das, da bin ich jetzt so, da hab ich jetzt mal gedacht, weil ansonsten entsteht da vielleicht so ein Nebeneinanderherwohnen eher... so... ja... da muss man sich vielleicht tatsächlich mal absprechen und das mal ausmachen (Lachen) ein Tag oder ein Abend“ [Josephine, 00:26:56-2].

Entsprechend wichtig ist es, miteinander ins Gespräch zu kommen und die eigenen Erwartungen zu kommunizieren. Ein offener Umgang wird in Josephines WG gepflegt: Sie fragt nach, wenn sie ein Verhalten nicht versteht, beispielsweise, als der neue Mitbewohner mit einem Zwischenmieter nicht gut auskommt. Doch auch wenn viel miteinander gesprochen wird, können Kommunikationsprobleme bestehen bleiben. Teilweise sind sie auf eine Sprachbarriere zurückzuführen, wenn es keine von allen gut beherrschte gemeinsame Sprache gibt. Ein Beispiel ist hierfür ein weiterer zwischenzeitlich bei

Tobias und Sandra wohnender Geflüchteter⁴⁰. Für die beiden jungen Frauen in Josephines WG, die noch am Anfang des Sprachkurses stehen, kann Rafik übersetzen.

Der häufigste Ort für Gespräche miteinander ist die Küche. Sie ist der zentrale Ort in einer Wohngemeinschaft – und bei den meisten der einzige gemeinsam genutzte Raum neben dem Badezimmer. Zwangsläufig läuft man sich hier über den Weg.

„[...] ich find das halt toll, abends nach Hause zu kommen und dann ist da jemand in der Küche und man kann erst mal schnacken, und für sie [[alte Mitbewohnerin]] war das halt teilweise Stress... sie kommt nach Hause und dann ist jemand in der Küche und sie kann irgendwie gerade nicht kochen, weil [geflüchtete Mitbewohnerin] gerade am Kochen ist“ [Daria, 00:47:32-4].

Josephines Haus-WG ist in der privilegierten Situation, sogar über ein Wohnzimmer zu verfügen, das dann auch ein zentraler Treffpunkt für verschiedene gemeinsame Aktivitäten ist:

„[...] jeder geht so seinem eigenen Tagesrhythmus nach und dann eigentlich so... jaa meistens zufällig, dann irgendwie trifft man sich hier halt im Wohnzimmer oder in der Küche und dann setzen wir uns ein bisschen zusammen, schauen mal nen Film zusammen [...] wir gehen zusammen spazieren irgendwie oder [...] ich zum Beispiel ich lade auch gerne Leute ein und dann... ähm, sitzen wir hier und dann kommt halt noch jemand, ein Mitbewohner dazu und dann... jaa vergisst man hier einfach ein bisschen die Zeit und dann... jaa genau, so. Also wir haben gar nicht so, ich könnt jetzt gar nicht mal sagen, dass wir zum Beispiel sehr oft zusammen kochen. Machen wir irgendwie schon aber jetzt nicht... wir verabreden uns jetzt nicht zum Kochen oder so“ [Josephine, 00:23:40-3].

Während die (vorwiegend) studentischen WGs an das Teilen der Räume gewöhnt sind und sie für das gemeinsame WG-Leben nutzen, nehmen Tobias und Sandra die gemeinsame Nutzung von Küche und Wohnzimmer eher als „Belagerung“ [Sandra, 00:40:23-0] wahr. Gleichzeitig resultiert dies auch in gemeinsamen Mahlzeiten, was für Tobias jedoch einen negativen Beigeschmack hat:

„dadurch, dat wir beide berufstätig sind, waren die dann auch, haben gekocht, so, wir kamen abends nach Hause, und Essen stand auf dem Tisch und [...] also wie gesagt, in der Küche haste nix mehr wiedergefunden, né, weil die... [...] die haben das erst mal alles neu organisiert“ [Tobias, 00:13:05-5].

⁴⁰ Hier war die Kommunikation nach Einschätzung des deutschen Ehepaares aber auch dadurch erschwert, dass aneinander vorbei geredet wurde, beziehungsweise von Seiten des anderen Paares nur Andeutungen gemacht wurden, statt – wie von Sandra und Tobias erwartet – klare Ansagen. Beispiel ist hier die Diskussion um den unangekündigten langfristigen Besuch: *„[...] ob man jetzt jemandem erzählt 'ich habe die Post umleiten lassen' oder 'der zieht jetzt bei euch mit ein'... das sind halt einfach, dass es da einen Unterschied gibt, das haben sie halt einfach nicht verstanden. Also eigentlich haben sie uns immer hintenrum Andeutungen gemacht, durch die wir aber gar nicht durchgestiegen sind [...] das ist auch teilweise untergegangen, wat weiß ich, da haben die das vielleicht beim Abendbrot erzählt, und dadurch, dass du da auch nicht immer alles verstanden hast, was die einem jetzt mitteilen wollten, ist das vielleicht jetzt auch mal hier rein und da raus gegangen, und da kam eben diese Bemerkung mit der Post, dass die umgeleitet wird. So und das sollte uns aber eigentlich äh sagen, so und, der zieht jetzt hier mit ein, hat sich hier schon zum Sprachkurs angemeldet“ [Sandra, 01:29:51-1].*

c) Äußere Einflüsse auf das Leben mit geflüchteten Mitbewohner*innen

Während die im vorherigen Kapitel angesprochenen Punkte – die Abgrenzung und gleichzeitige Ähnlichkeit zu Familie, die Bedeutung von Regeln und gleichzeitiger Freiheit, die wichtige Rolle von Kommunikation sowie die Notwendigkeit gemeinsamer Räume für ein soziales Leben – als generell typisch für WGs gelten können, gibt es auch äußere Faktoren, die das Zusammenleben mit geflüchteten Menschen in einer WG in bestimmter Weise beeinflussen. In den Interviews fielen hier drei Punkte besonders auf, die letztendlich eng verknüpft sind mit dem Aufenthaltsstatus der Geflüchteten: Die Finanzierung des Zimmers, die Dauer des Wohnangebots sowie die Beschäftigung der Geflüchteten.

Sowohl in der WG von Josephine als auch der von Esther ist der Aufenthaltsstatus der Mitbewohner*innen geklärt, dementsprechend ist auch die Finanzierung des Zimmers gesichert durch BAFÖG, staatliche Leistungen oder eigenen Arbeitslohn. Beide WGs planen daher langfristig mit ihren Mitbewohner*innen mit Fluchterfahrung und werden voraussichtlich noch ein paar Semester so wohnen bleiben (wobei es immer eine gewisse Fluktuation in den WGs gibt). Wie die restlichen Mitbewohner*innen haben die Geflüchteten ihre eigene Alltagsroutine: Esthers Mitbewohner geht zur Schule und hat noch eine Art Pflegefamilie, mit der er sich am Wochenende trifft; Josephines Mitbewohner hat eine Vollzeitarbeit und ist in seiner Freizeit gut vernetzt, engagiert sich als Dolmetscher und geht in die Moschee. Die zwei neuen Mitbewohnerinnen besuchen einen Integrationskurs und lernen Deutsch.

Gretas Mitbewohner ist akut von Abschiebung bedroht. Das Wohnangebot der WG ist provisorisch und auf diesen Zeitraum begrenzt. Eine Finanzierung besteht nicht - der Geflüchtete verpflegt sich auf eigene Kosten und ist erst im Wintergarten, dann in einem leerstehenden Zimmer untergebracht. Da er quasi untergetaucht ist, hat er keine besondere Aufgabe und verlässt meist morgens das Haus, wobei die WG nicht genau weiß, was er dann macht⁴¹.

Noch relativ am Anfang des Asylverfahrens stehen die Mitbewohner*innen von Daria, Antonia sowie Sandra und Tobias. Die Zimmer für die Familie bei Antonia werden durch staatliche Leistungen abgedeckt, da sich die zuständige Kommune um dezentrale Unterbringung von Asylsuchenden bemüht – eine zeitliche Begrenzung des Zusammenlebens gibt es nicht. Die Studentin hat sich sogar schon Gedanken gemacht, wie sie ihr Zimmer in der geteilten Wohnung bei einem Auslandsaufenthalt

⁴¹ Interessanterweise spricht Greta, während die anderen Interviewten ihre Mitbewohner*innen mit Vornamen nennen, bei ihrem Mitbewohner von „die Person“. Einerseits weist dies wie das geringe Wissen über seinen Alltag auf die Distanz hin, die sich zu ihm aufgetan hat. Andererseits kann diese *neutrale* Ausdrucksweise auch damit erklärt werden, dass, wie sie im Gespräch erzählt, im Außenkontakt stets auf gewisse Sicherheitsregeln geachtet werden musste, um diesen nicht zu gefährden, abgeschoben zu werden.

zwischen vermieten könnte. Die einzige Unklarheit bleibt damit, ob die drei Mitbewohner*innen einen Aufenthaltstitel zugesprochen bekommen und bleiben können. Für die erwachsene Geflüchtete steht kein Sprachkursplatz zur Verfügung, da ihr Herkunftsland nicht zu denen mit guter Bleibeperspektive zählt⁴². Sie ist vor allem mit häuslichen Aufgaben beschäftigt; die beiden Kinder besuchen eine offene Ganztagschule.

Das Paar, das mit Sandra und Tobias zusammenwohnt, darf anfangs eigentlich nur in der Erstaufnahmeeinrichtung untergebracht sein. Da sie offiziell dort registriert sind, geschieht das Wohnen in Gemeinschaft auf Kosten von Tobias und Sandra. Das Unterbringen geschieht recht spontan, weswegen es keine Abmachung gibt, für wie lange dieses Wohnarrangement so bleiben soll. Hieraus entsteht eine komplizierte Situation und ein schwieriges Verhältnis unter den Bewohner*innen:

„[...] ich hab ja erzählt so, dass die einen ständig angrinsen, und so, das stößt mir auf, das ist aber auch aus so 'ner Situation geboren, dass die denken, 'Ääh, jetzt hängen wir bei denen auf der Bude, jetzt müssen wir das denen natürlich auch Recht machen' so in irgendner Form, oder, müssen irgendwie bei denen ankommen, damit das, damit die uns hoffentlich nicht rausschmeißen' [...] die werden ja auch so n blödes Gefühl in sich tragen, so, dass die auch denken, Ach Kacke, jetzt sind wir denen so'n bisschen ausgeliefert, hoffentlich schmeißen die uns nicht wieder raus oder was weiß ich [...] weißte, dieses, dieses Ding grade wo wir den einen ausgeladen haben, né, und ich dann n bisschen sauer war [...] da war dann kurz darauf ein Abend, da war ich mit [Mitbewohnerin] alleine hier [...] die ist um mich rumgewieselt. Also ich wusst' noch nichtmals, dass ich ein Glas brauch, da lief die schon los und brachte mir n Glas [...] da kam ich mir echt wie der letzte Tyrann vor, né [...] dann dacht ich auch nur so: Ach nee Mädchen, entspann dich [...] also das, diese innere Notlage, die die da alle gehabt haben so, sie zumindest da in dem Moment, bloß alles richtig machen, weil... wir wollen den nicht noch mehr verärgern oder so né... das war für die bestimmt auch total zum Kotzen“ [Tobias, 02:07:08-6].

Durch fehlende Abmachungen hängen die Mitbewohner*innen in der Schwebelage und sind im Endeffekt abhängig von der Gunst von Tobias und Sandra, versuchen somit, es diesen möglichst recht zu machen – eine Situation, die diesen allerdings, wie sich in der Interviewpassage spiegelt, äußerst unangenehm ist. Einen Anspruch, dort bleiben zu können, haben die beiden Geflüchteten nicht, da sie keine offiziellen Mieter*innen sind und dementsprechend keine Handhabe haben. Nun, im Nachhinein, ist für Sandra und Tobias klar, dass so ein Wohnarrangement zukünftig für sie nur noch auf einen kurzen Zeitraum begrenzt in Frage kommt. Eine weitere Herausforderung bei dieser Wohngemeinschaft ist, dass die Geflüchteten durch den frühen Moment im Asylverfahren zu Anfang keine Aufgabe haben. Dies stellt einen großen Kontrast zum Lebensalltag der beiden anderen dar, die bis abends beruflich unterwegs sind und einen klaren Berufstätigen-Rhythmus haben, sich abends nach Ruhe sehnen.

„[...] weißte, wenn du dann noch nichtmals mehr... nach nem Arbeitstag so nachhause kommen

⁴² Für mehr Informationen zum Asylverfahrensbeschleunigungsgesetz, das seit Oktober 2015 in Kraft ist, vgl. Pro Asyl (2015).

kannst, und dich ENTSPANNST, sondern DANN... merkst... JETZT fängt die harte Arbeit erst wirklich an, né“ [Tobias, 00:40:15-9].

„Zumal die halt auch eigentlich dann IMMER hier waren [...] die sind dann auch immer erst um zwei, drei Uhr ins Bett gegangen... so das heißt, es war halt immer... Wohnzimmerbelagerung. So gerade wenn die zu dritt da waren, war dann eben auch, mit dem [Sport] sich das noch nicht so ergeben hatte und mit dem täglichen Sprachunterricht [...] war das halt echt immer so n bisschen, Wohnzimmer belagert [...] also dieser Bereich hier war schon Aufenthaltsraum für ALLE, die ganze Zeit [...] du hast halt nie einfach mal fünf Minuten für dich gehabt. Und das war... ähm... doch ganz schön anstrengend und nervig, muss ich sagen. NIE Ruhe zu haben. Das ging mir dann schon ziemlich auf den Keks“ [Sandra, 00:41:58-2].

Die zeitliche Beschränkung der Wohndauer wird auch in der WG von Daria zu einem Problem. Nachdem der erste Mitbewohner aus Gründen des Asylverfahrens die Stadt und damit auch Wohngemeinschaft verlassen musste, zog ein geflüchtetes Pärchen ein. Dieses kann aber nicht unbegrenzt wohnen bleiben: die WG löst sich auf und noch dazu wird die Miete über Crowdfunding finanziert und ist dadurch sowieso nur für ein paar Monate gedeckt. Daria erzählt:

„[...] die große Frage [...] war sozusagen, wie können wir das finanzieren, weil halt klar war, wir können es uns beide nicht leisten... irgendwie die dritte Miete zu zahlen [...] dann haben wir das letztendlich so gelöst, dass wir 'ne E-Mail rumgeschrieben haben, an Freunde und Bekannte, einfach das geschildert haben, was wir machen wollen... ja und haben dann ne wahnsinnige Resonanz bekommen, also wir haben innerhalb von zwei Wochen knapp 1.500 Euro bekommen [...] die E-Mail wurde teilweise so weiter geleitet, und dann haben uns Leute unterstützt, die wir persönlich gar nicht kennen [...] dass nach zwei Wochen ich noch mal geschrieben habe: Also Leute jetzt Stopp erstmal, ich glaub so viel Geld brauchen wir gar nicht so (Lachen) [...] die Spendengelder haben wir ganz gut also genau ausgereicht, um halt die Miete zu zahlen und [...] wir haben so 'ne WG-Kasse dann gemacht [...] somit hat dann erst [Mitbewohner] im November da gewohnt und dann hat sich ja leider am [Datum] entschieden, dass er aber ja nach [andere Stadt] muss (...) und dann haben [Mitbewohnerin] und ich uns entschlossen, dass wir auf jeden Fall aber das noch mal weiterführen wollen, weil halt unsere Spendengelder... es waren noch genug übrig, dass wir sagen konnten, ok, für zwei Monate... wird's noch mal reichen [...] wir waren eben von Anfang an so verblieben, hm, ok, wir machen das jetzt mal zwei Monate, und dann schauen wir eben einfach auch wieder wie's passt, also, das war uns irgendwie auch immer wichtig, so, beiden Seiten so n bisschen den Freiraum zugeben, auch zu sagen, hey, wir probieren das jetzt erst mal aus, sich wie so 'ne Probezeit einzuräumen und danach zu schauen, ob es von beiden Seiten passt [...] letztendlich, das witzige bei der ganzen Erfahrung war, dass ICH persönlich... überhaupt keine Probleme hatte mit den ähm Geflüchteten, die bei uns gewohnt haben; aber [Mitbewohnerin] und ich... hatten Probleme miteinander. Weil wir 'ne ganz andere Art hatten, uns auf die Leute einzustellen und einzulassen [...] und als ich dann eben gesagt habe, ich zieh aus, hat das halt dann dazu geführt, dass [Mitbewohnerin] eben gesagt hat, okay, dann beende ich das jetzt einfach so, für mich geht das dann gar nicht mehr [...] es war zwar von Anfang an klar, dass wir nach den zwei Monaten auch noch mal darüber reden, aber...ähm... ja sie hat [Mitbewohner-Paar] dann relativ abrupt dann eigentlich gesagt, dass sie auch ausziehen müssen, also das war dann alles n bisschen... problematisch auch von ihr“ [Daria, 00:16:21-5].

Wie bei Sandra und Tobias ist ein Weiterwohnen in der Wohnkonstellation vom guten Willen der Mitbewohner*innen der Stammbesetzung abhängig. Dazu kommt das Problem der Finanzierung. Für

die Wohngemeinschaft bedeutet der Auszug einer Bewohnerin das Aus, die verbleibende Mitbewohnerin sucht sich neue Mitbewohner*innen, die Geflüchteten stehen vor der großen Frage, ob sie zurück in eine Gemeinschaftsunterkunft müssen oder anderen Wohnraum finden. Ein Dilemma, das sich zu ihren Gunsten auflöst durch eine sich auftuende Wohnmöglichkeit in einem Wohnprojekt⁴³. Da sich alle neuen Mitbewohner*innen bei Daria jeweils am Anfang des Asylverfahrens befinden, haben sie zuerst keinen geregelten Lebensalltag, können dann aber einen Deutschkurs besuchen. Während das Ehepaar schon gut vernetzt ist, einige Freundschaften geschlossen hat und eifrig Deutsch lernt, ist es für den jüngeren Mitbewohner zu Beginn schwieriger, vor allem tagsüber alleine zu sein, da die anderen arbeiten oder studieren:

„[...] es war auch viel mehr, wenn man nach Hause gekommen ist, dass er auch sehr anhänglich war und sich dann gleich zu einem gesetzt hat [...] wo man auch gemerkt hat, ihm ging es einfach nur so um dieses, nicht alleine zu sein, es war dann gar nicht so, dass man immer die ganze Zeit gequatscht hat, oft saß er auch einfach nur da und hat was an seinem, ähm, Smartphone gemacht [...] für ihn war es einfach schön, wenn jemand da war [...] also [Mitbewohnerin] und ich waren halt beide tagsüber nicht da [...] und von daher war er tagsüber halt alleine. Ähm und er hatte dann nachmittags aber dann seinen Deutschkurs auch relativ schnell, aber der war halt immer nur von drei bis acht, so [...] und das hat man halt gemerkt, wenn man dann nach Hause kam, er fand das einfach schön, wenn da Leute da waren... ja... und man hatte schon auch so das Gefühl, man musste sich um ihn schon noch immer ‘n bisschen mehr kümmern“ [Daria, 00:19:36-6].

d) Veränderungen in der WG durch die neuen Mitbewohner*innen

Durch den Einzug von Mitbewohner*innen mit einer frischen Fluchterfahrung wurden einige der WGs mit neuen Themen konfrontiert. So kommt etwa der *Krieg ins eigene Wohnzimmer*, wie die bereits zitierte Abwaschepisode in der WG von Daria zeigt. Ein weiteres Beispiel dafür findet sich bei Sandra und Tobias. Deren Mitbewohner*innen sind, trotz der physischen Anwesenheit in der Wohnung, gleichzeitig auch mit den Gedanken in ihrer Heimat und über Internet mit diesen verbunden:

„[...] das war jetzt nich so n WUNDERvoller Kulturaustausch... äh ‚wir hatten Mords Spaß miteinander‘ und ‚ein Spieleabend hat den anderen gejagt‘ oder so. Ganz im Gegenteil! die haben VERDAMMT viel an mobilen Endgeräten herumgehungen oder hier vorm Rechner gesessen oder so ähm... und dann hab ich ihnen auch irgendwann gesagt: ‚so Leute, das ist ja hier kein Internetcafe mit euch, wo dann hier so Teenager rumhängen, né, das ist ja schlimm‘ [...] gut, und dann haben die sich halt entschuldigt... haben gesagt, ihr müsst dat halt verstehen, weil, unseren Freunden und Verwandten fliegen die Bomben um die Ohren...wir wollen halt wissen, ob die noch leben und, wie’s läuft und so, né, und dat war dann ähm... auch nervend... das muss man ganz klar sagen“ [Tobias, 00:34:08-8].

⁴³ Die zeitliche Befristung bzw. Flexibilität der WGs kann für Geflüchtete in der Situation von Unsicherheit über ihren Verbleibeort jedoch auch ein Vorteil sein: Viele Wohngemeinschaften sind durch die unsichere Lebenssituation der Bewohner*innen an eine erhöhte Mobilität und Fluktuation von Mitbewohner*innen gewöhnt. Nachmieter*innen für ein Zimmer zu finden ist meist kein großes Problem, WGs können also flexibler auf einen Umzug reagieren als Vermieter*innen.

Die gewohnte Ruhe im heimischen Wohnzimmer wird damit durch eine Übertragung der Geschehnisse im Heimatland quasi in Echtzeit gestört. Das gemeinsame Zusammenleben wird damit auf eine Probe gestellt, Erwartungen von Tobias und Sandra, tatsächlich gemeinsame Erlebnisse zu teilen und Zeit zu verbringen, zum Teil enttäuscht:

„[...] wat halt genervt hat war, dass du wirklich so ein zu-sammen-le-ben wie man sich vielleicht dat jetzt so im Idealfall vorstellst, so nicht hinkriegst, weil die eben halt jeden Abend da... Richtung [Heimat] telefoniert haben oder hingen auf facebook [...] jetzt nicht nur, hat er hier nen Computer und sie drüben am Handy, sondern... dann ruft er dann rüber, äh, wat weiß ich, hier, ‚Tante Käthe hat heute keinen Strom‘ oder so. Né, also, sie ruft (???) haben sie ins Bein geschossen, also, ne, dann, und jetzt, versuch da mal Nachrichten zu gucken, né! Dann ist so (ahmt arabische Worte nach) geht es auf Arabisch die ganze Zeit, né, dann denkste, ach Leute, né, könnt ihr dat nicht oben machen, so (Aufseufzen)“ [Tobias, 00:37:02-7].

Neuen Diskussionsbedarf liefert auch die Frage nach den Geschlechterverhältnissen – ein Thema, das vorher für die WGs weniger eine Rolle gespielt hat. Durch den weitaus höheren Anteil von Männern an den allein reisenden Geflüchteten sind es vermehrt Männer, die in WGs ziehen und teilweise dann, wie im Fall von Esther und Daria, nur mit Frauen zusammenleben. Dies kann, aufgrund unterschiedlicher Gewohnheiten, zu einem Unbehagen führen. Greta erzählt:

„[...] er ist halt (Aufseufzen)... ja auch schon ziemlich Macho-mäßig aufgetreten... und wo's mir dann manchmal auch schwer fiel dann ähm... so totales Verständnis [...] also, er hat mich angemacht, muss ich sagen. Und auch in der Situation, als ich mit ihm ins Heim gegangen bin, das war schon Anmachen [...] er hat mir auch mal n Handy gekauft [...] dann hat er halt auch... also ziemlich viel getrunken, und gekiff't (...) wobei ich das an sich jetzt nicht schlimm finde, aber irgendwie war es einfach unangenehm dann für mich, so zwischendurch (...) und halt auch viel laut... abends immer Musik in der Küche gehört [...] also, ja, irgendwie Macho-Attitüden [...] also ganz anderes Leben, als ich es führe und das fand ich (...) unangenehm, irgendwann auch, hab mich dann auch n bisschen mehr zurück gezogen... und dann bin ich ausgezogen, und dann hab' ich auch gar nicht mehr da, Kontakt gehalten oder so“ [Greta, 00:19:19-1].

Auch in der WG von Daria ist in der ersten Wohnkonstellation mit dem jungen Geflüchteten Gender ein Thema, wobei die beiden Mitbewohnerinnen Situationen unterschiedlich bewerten. Alltagssituationen wie das gemeinsame Abendbrot können so zu einem Minenfeld werden:

„[...] mit diesem, ähm, Männer-Frauen-Bild und -verhalten [...] da war es auch wieder sehr unterschiedlich, die Wahrnehmung [...] [Mitbewohnerin] hat das viel öfter, dass sie dann [...] sagt so, jaaa, so vom feministischen Standpunkt aus ist das so und so, oder dass sie dann irgendwas als sexistisch empfindet oder so, ich bin da lockerer... und das war bei [Mitbewohner] halt auch wieder so, also wo sie halt in paar Situationen das so empfunden hat, dass er sich jetzt nur so verhalten hat aufgrund seines Frauenbildes, also das waren dann so Sachen wie, also wir sitzen am Esstisch, und... ich krieg die Packung Käse nicht auf, und dann nimmt er sie mir aus der Hand und macht sie für mich auf so, ähm... was sie dann so empfunden hat, ER als starker Mann denkt jetzt, er muss MIR als schwacher Frau helfen... und ich konnte das halt einfach so nehmen, Mensch, voll aufmerksam von dir, dass du das jetzt gerade siehst, danke für's Packung öffnen [...] für mich hat das überhaupt nichts mit Mann und Frau zutun [...] da waren so ein paar Sachen, wo sie ihn dann relativ schnell als ‚Macker‘ in Anführungsstrichen

halt abgestempelt hat [...] das waren für mich halt einfach Sachen, also da konnte ich ihn einfach nicht ernst nehmen, hab mir halt gedacht, Mein Gott, du bist halt [x] Jahre alt“ [Daria, 00:33:17-4].

Für Daria lässt sich das Verhalten des Mitbewohners in manchen Situationen durch sein junges Alter erklären, während ihre Mitbewohnerin sein Frauenbild als Erklärungsfaktor heranzieht. Daria hebt hervor, welche Umstellung das Leben für ihren neuen, jungen Mitbewohner sein müsse⁴⁴, da

„[...] man sich ja auch einfach mal bewusst machen muss, aus... aus welchem Umfeld er kommt und ich mein, dass muss für so ‘nen jungen Menschen einfach total... heftig sein, wenn du aus ‘ner eher konservativen Familie und Umgebung kommst, und dann landest du hier in Deutschland, wo alles super locker ist, die Werbung ist total sexualisiert, ähm, du gehst abends weg und da machen irgendwelche Leute miteinander rum und... wohnst dann auf einmal mit zwei Mädels zusammen, die dann auch mal nur mit ‘nem Handtuch rumgewickelt irgendwie... vom Bad irgendwie in ihr Zimmer gehen [...] das muss total krass sein, und sich da erst mal irgendwie einzuordnen, ähm... stell ich mir schwierig vor [...] natürlich hat der ein ganz anderes Frauenbild im Kopf und teilweise ganz andere Vorstellungen, und ich finde da muss man ihm auch Zeit geben, da erst mal jetzt kennen zu lernen, wie könnte es denn sonst noch sein und wie stehe ich eigentlich dazu“ [Daria, 00:39:25-4].

Auch das Gespräch mit Josephine weist darauf hin, dass in den WGs durch einen neuen Mitbewohner eine erhöhte Sensibilität für die Geschlechterbeziehungen herrscht und diese ein Thema werden. Sie erzählt von Überlegungen vor dem Einzug, die sie bei einem einheimischen Mann nicht gehabt hätte:

„[...] wo ich so dachte [...] mit dem Männer- und Frauenbild, wie... wie man da so miteinander umgehen kann und ob das dann so ganz komisch ist [...] auch tatsächlich, vielleicht ist das Klischee [...] wie viel wert zum Beispiel ne Frau ist und wie viel wert ein Mann ist oder halt, was für Rechte welches Geschlecht hat, so [...] ich hab mir dann so gedacht, vielleicht sagt der auch einfach, na ja, ich putz doch nicht, ich bin doch n Mann! [...] ich mein, das gibt's ja auch in Deutschland, also, aber [...] ich dachte, ich könnte jetzt jemanden, der wo aus Deutschland kommt, also nen Kerl, ähm, besser einschätzen so ähm, oder wüsst ich besser, wie ich da vielleicht auf verschiedene Sachen reagier, und da wusst ich halt einfach gar nix, also wie, ob man da zum Beispiel auch... viel diskutiert über irgendwas oder ob er das da vielleicht gar nicht kennt, ob man das alles irgendwie eher so... runterschluckt irgendwie oder, keine Ahnung, genau, solche, da hatte ich schon Befürchtungen“ [Josephine, 00:39:59-2].

Diese Befürchtungen bestätigen sich dann jedoch nicht. Der Umgang unter den Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern gestaltet sich unverkrampft⁴⁵. Trotzdem gibt es kleine Punkte, an denen unterschiedliche Sichtweisen aufeinandertreffen. Ein Beispiel findet sich beim Einkaufen: Trotz gemeinsamer WG-Kasse und geringer finanzieller Ressourcen ist Rafik im Supermarkt der Meinung, bezahlen zu müssen, da er der Mann sei:

„[...] wir haben da so ne kleine Box, wo jeder eigentlich, also am Anfang vom Monat, ein

⁴⁴ Dieser befindet sich in einem Gewissenskonflikt und spielt seiner Familie in der Heimat gegenüber nicht ganz mit offenen Karten: Sie soll nicht erfahren, dass er in einer Wohngemeinschaft mit zwei jungen Frauen zusammenwohnt.

⁴⁵ Eine kleine Einschränkung muss hierbei im Hinblick auf die zwei neuesten Mitbewohnerinnen, ebenfalls Geflüchtete, gemacht werden, wie an späterer Stelle in diesem Kapitel noch deutlich werden wird.

bisschen Geld reintut, und wenn man einkauft, holt man sich das einfach heraus, dass, dass da ne Balance bleibt, wie viel jeder einkauft und wie viel jeder so, so zahlt. Ähm... und dann hat er gesagt, Neee, das findet er ganz komisch, das macht er nicht, er kauft immer ein [...] dann hatte er aber am allerwenigsten Geld von uns allen, und dann haben wir gesagt, wir teilen das einfach, alle zusammen und jeder gleich viel, dann braucht sich keiner Sorgen um's Geld zu machen [...] und das hat er partout abgelehnt, und da hat er gesagt, Nee, und wenn ich einkaufen gehe, dann bezahle ich. Und wir hatten tatsächlich schon (Lachen) also Diskussionen an der Kasse im Supermarkt, wo dann wir zusammen einkaufen waren [...] und er aber dann gesagt hat: Nee, ich zahl das. Und dann hab' ich aber gemeint: Nee, komm, wir machen halbe-halbe, und dann hat er gesagt Nein, und dann hat er angefangen, mit mir zu diskutieren an der Kasse [...] wenn ich dann gemeint hab, aber du hasch ja gar kein Geld, beziehungsweise du hasch ja noch Schulden beim Jobcenter, du musst ja sogar noch was zurückzahlen, und dann hat er gemeint: 'Jaa, aber als Mann muss ich das schon machen'' [Josephine, 00:35:50-8].

Auch in der Wohngemeinschaft von Tobias und Sandra sind Geschlechterrollen ein Thema, wenn man etwa an die bereits geschilderte Sonderrolle von Tobias als *Herr im Haus* denkt. Gleichzeitig stellen die beiden aber auch fest, dass in gewisser Weise eine Anpassung an ihre Rollenverteilung passiert: Die Geflüchtete emanzipiert sich insofern, dass sie sich von Sandra inspirieren lässt und auch ihrem Ehemann Stück für Stück mehr Hausarbeit überlässt:

„[...] dann kam auch immer, wenn ne Situation aufkam, [Sandra], [Sandra], komm mal her und, du musst dem bitte jetzt mal sagen, dass' und ich so: was denn hier los? Und dann: Ey Jungs, ne, ab, zack in die Küche, [Mitbewohnerin] hat schon das und das gemacht, so und dann haben die das auch gemacht, né. Aber du hattest schon gemerkt, dass, wenn man da nicht da ist, das ganz schnell halt auch wieder so ne andere Dynamik gewinnt. ABER du merkst trotzdem bei ihr... dass die... ja glaub ich echt Gefallen daran hat und so'n bisschen es so bei ihr im Kopf rattert [...] also ich glaub schon [...] sollten die wirklich in Deutschland bleiben, wird sich da glaub ich... was ändern, das glaub ich schon. Das war auch so schon immer, dass [Mitbewohner] immer meinte, jaaa, das ist ja so anders und, hm... Das merkte man so n bisschen, dass sich da was veränderte bei ihm... und sie auch meinte: '[Mitbewohner], wir sind jetzt in Deutschland, du musst dich jetzt auch ändern!' (Lachen)“ [Sandra, 01:39:51-2].

Diese Episode deutet auf einen weiteren Punkt hin, den eine Wohngemeinschaft mit Geflüchteten bedeuten kann: Eine WG kann als ein Mikrokosmos der Gesellschaft verstanden werden, in welchem sich die Mitbewohner*innen im Zusammenleben in Diversität üben können⁴⁶. Ein Leben in einer WG mit Einheimischen kann für Geflüchtete bedeuten, mit Sitten und oft impliziten Regeln des Zusammenlebens im Aufnahmeland in Kontakt zu kommen. Gleichzeitig lernen auch die *etablierten* Mitbewohner*innen für das Leben in einer vielfältigen Gesellschaft dazu.

Ein banales Beispiel, das jedoch bei vielen Wohngemeinschaften ein Thema war, ist Heizen und Mülltrennung. Für manche WGs (Daria, Josephine) ist dazu das Thema Religion ein neuer Aspekt, dem sie zunächst skeptisch gegenüberstehen, der sich im Endeffekt jedoch als unproblematisch erweist:

⁴⁶ Wobei einschränkend angemerkt werden muss, dass es sich, wie sich bei den hier untersuchten WGs zeigt, meist um eine recht homogene Zusammensetzung in Bezug auf die Merkmale Alter und Bildungsabschluss handelt.

„[...] wo er jetzt gemeint hat so, er ist jetzt nicht streng gläubig, aber er ist schon'n Muslim, und ihm ist das schon auch wichtig, und er findet Glauben halt generell halt total spannend [...] wo wir beide so kurz gestutzt haben, weil das für uns halt auch... es ist für uns beide halt überhaupt kein Thema [...] und da war schon so, ja, mal gucken, auch wie er das meint, 'er ist jetzt nicht streng gläubig' also das ist ja immer noch 'ne ziemliche Spannweite (Auflachen) so... genau, also letztendlich, das waren so n bisschen die Bedenken“ [Daria, 00:30:22-2].

Hiermit hängt ein weiterer Punkt zusammen, der gleichzeitig einen Bezug zu Geschlechterrollen hat: So ist es der Mitbewohner von Josephine aus seiner Heimat gewöhnt, Frauen außerhalb der Familie nicht die Hand zu geben. Den WG-Bewohnerinnen ist dies nicht bekannt und so begrüßen sie ihn auf ihre übliche Art mit einer Umarmung. Ein Tabubruch, über den der neue Mitbewohner erst später aufklärt, und der ihn in der Folge nicht weiter stört. Er adaptiert sich an die neue Situation:

„[...] als [Rafik] hier dann kam und eingezogen ist [...] hab' ich ihn halt so umarmt so, wie wir das hier halt so machen würden, einfach zur Begrüßung [...] ein paar Wochen später, da hat er mal so erwähnt, eigentlich darf er als Moslem ner Frau, mit der er nicht verheiratet ist und die nicht seine Schwester ist, nicht mal die Hand geben. Und dann hab' ich so, hab ich gedacht, 'Oh Gott, der Arme [...] da fall ich dem da gleich um den Hals' und die [andere Mitbewohnerin] hat das auch gemacht und so (Lachen) [...] und halt auch wie wir halt so miteinander umgehen oder wenn wir dann zusammen auf dem Sofa sitzen irgendwie oder irgendwie dann berührt man sich halt so ganz normal, wie das für uns ganz normal wäre, genau. Und so im Nachhinein gab's echt viele Situationen, wo ich gedacht hab, da hätte er ganz anders reagieren können, weil es für ihn quasi ganz komisch dann erst mal war, wie wir zusammenleben [...] er konnte da halt sehr gut mit umgehen, jaa, genau. Deswegen sind [...] also nicht so... ja Konflikte oder irgendwas entstanden“ [Josephine, 00:41:45-7].

In der WG von Josephine wohnen durch die insgesamt drei neuen Mitbewohner*innen nun Menschen aus drei verschiedenen Ländern. Für alle Neuen ist es die erste Erfahrung mit dem Leben in einer WG – eine Wohnform, die ihnen aus ihrer Heimat nicht bekannt ist. Entsprechend kann es zu Missverständnissen kommen. Die zwei neuen Mitbewohnerinnen haben das Wohnzimmer als gemeinsamen Ort noch nicht verinnerlicht und laden stattdessen zum Essen in ihr Zimmer ein. Josephine ist bewusst, dass die beiden die „Zwischenlebensform“ WG, wie sie es nennt, nicht kennen. Schwer fällt es ihr nach eigenen Worten, die Grundregeln und Ideen einer WG den Neuen zu kommunizieren, ohne in eine belehrende Rolle zu verfallen⁴⁷.

⁴⁷ *„[...] vor allem, weil sie die Lebensform auch nicht kennen [...] die haben halt noch bei den Eltern gewohnt [...] wenn man dann eben verheiratet ist, dann gründet man seinen eigenen Haushalt. Und ne Zwischenlebensform [...] gibt's nicht irgendwie. Das kenn, kannten sie nicht, und fanden das auch komisch hier, wussten dann nicht, wie das ist, was teilt man, und wie benutzt man das alles zusammen und... oder wenn wir dann hier (Kichern) zusammen, zum Beispiel, wenn ich mit der [alte Mitbewohnerin] zum Beispiel was gekocht hab, und wir sitzen dann hier und dann... kommt [neue Mitbewohnerin] irgendwie, schaut kurz hier rein oder so, und dann hab ich ihr schon gesagt, so hier, das ist unser Wohnzimmer. Aber [...] sie kommt dann nicht rein und setzt sich dazu, sondern sie, also die zwei essen dann immer in ihrem Zimmer sozusagen. Und die laden uns dann quasi ins Zimmer ein und sagen: ‚Kommt, kommt, esst doch mit uns‘ Ähm, obwohl das [[Wohnzimmer]] ja unser zentraler Treffpunkt hier im Haus eigentlich ist [...] ich glaube, das ist dann schwer einzuordnen, wenn man die Wohnform nicht kennt [...] auch mit dem Einkaufen [...] ich bin mir da manchmal ganz unsicher wie, also, wie viel ich jetzt*

Wie bereits im Kapitel zu Besonderheiten von Wohngemeinschaften angesprochen, haben WGs bestimmte meist nicht explizite Regeln, die zum Alltagswissen junger Menschen in Deutschland gezählt werden können, nicht aber zu dem von jemandem, der in einem anderen Land aufgewachsen ist. Das Leben in der WG ermöglicht es somit, eine neue Wohnform, einen Lebensstil kennenzulernen. Dazu gehört auch der Umgang miteinander: Ein einfaches, aber doch aufschlussreiches Beispiel ist die Kommunikation, die in der WG recht direkt gepflegt wird:

„[...] wenn wir dann hier gegessen haben, dann hat, [Rafik] hat dann immer allen auf den Teller getan und das kannten wir jetzt auch nicht so, also wir haben uns halt alle genommen, also jeder sich selber [...], und er hat das irgendwie so mit reingebracht, und das war dann aber auch nicht negativ, sondern er hat das einfach gemacht irgendwie, allen irgendwie so gegeben [...] das war jedenfalls ganz schön hier, dass er das so gemacht hat, aber manchmal (Lachen) hat er dann so gefragt: 'Willst du noch was?' Und dann... hab ich zum Beispiel gesagt: 'Nein', also weil ich satt war, und dann hat er mir was auf den Teller gemacht, und dann hab ich gesagt: 'Hä, ich hab doch, ich mag nix mehr, ich bin satt' [...] dann hat er mich nicht ernst genommen, also dann hat er das nicht als 'Nein' verstanden, sondern als höfliches Nein, also weil er meinte... man sagt zum Beispiel bei denen zuhause eigentlich dann bei solchen Situationen immer nein, weil's höflich ist, aber eigentlich will man dann noch was“ [Josephine, 00:34:11-1].

Dieses kleine Beispiel zeigt, wie für beide Seiten das „Denken wie üblich“ an seine Grenzen kommt. Gleichzeitig sieht man an dieser Stelle deutlich ein gegenseitiges Lernen, das durch die Erklärungen des neuen Mitbewohners möglich wird: Die alte WG findet Gefallen an der Höflichkeit – dem ausgeteilt bekommen statt selber nehmen – beim gemeinsamen Essen. Der neue Mitbewohner wiederum versteht, dass die Ablehnung von weiterem Essen verbindlich gemeint ist.

Vor eine unerwartete, vorher nicht bedachte Herausforderung gestellt sieht sich die WG von Josephine dadurch, dass zu ihr drei Geflüchtete gehören – die sich zu verschiedenen Ethnien zählen:

„Da hat jetzt er [[Rafik]] mir gestern gesagt ähm... dass er zum Beispiel nie mit ihnen, mit denen zweien so... so vertraut oder locker umgehen könnte, wie jetzt zum Beispiel mit mir [...] weil mir das aufgefallen war, dass sie so sehr distanziert und sachlich irgendwie sind so [...] Dann hab ich ihn mal gefragt [...] warum das so ist und ich hab gedacht, vielleicht mögen sie sich einfach nicht, also so persönlich irgendwie, so von der Art. Und dann hat er gesagt, neee, [...] das kann er nicht, weil die kommen aus [Land] und das ist ganz komisch dann. Und irgendwie, er erklärt denen dann... gerne was und hilft mit dem Übersetzen vielleicht, weil er denkt so [...] wir leben ja hier zusammen und das ist dann auch sein Job, das zu machen [...] weil er's kann sozusagen, und fühlt sich dann verantwortlich... aber das kann er nicht und auch weil, weil er weiß, dass der Umgang von ihrer Seite aus mit Männern eben auch nicht ist wie, wie wir hier umgehen würden [...] das spürt man dann halt hier [...] wenn das nicht so ein lockerer Umgang ist oder wenn das keine Freundschaft werden kann [...] weil tatsächlich [...] die Religion wohl halt einfach eine RIESEN Rolle spielt, was ich auch nicht so ganz verstehen kann, aber [...] man dann ja nicht so schnell aus sich da heraus kann und auch sozusagen die Werte mal beiseitelegen kann als jemand, der [...] in so ner Umgebung aufgewachsen ist... und weil man dann schon

erklären soll, ohne dass es jetzt wie so ein Besserwisser klingt. Oder halt wie viel ich erklären muss, damit man irgendwie das einordnen kann, wie das funktioniert [...] also da fällt mir auch manchmal erst auf [...] was man hier eigentlich so voraussetzt, was jemand weiß, so in dieser Lebensform, wie man so miteinander umgeht, ja, was eben halt tatsächlich wahrscheinlich dann nur so in Deutschland [...] hier so ist“ [Josephine, 00:30:53-9].

halt auch so kleine Spannungen manchmal dann spürt. Auch wenn ich dann nicht [...] verstehe, was sie auf Arabisch reden (Lachen) aber... so von der Mimik und von der Körperhaltung her kann man das schon irgendwie... oder die vermeiden es auch, an einem Tisch zu sitzen zum Beispiel hier, so. Und ich würd' nicht sagen, dass das so richtige... so Feindschaften sind, aber irgendwie nicht so ne Offenheit, sich kennen zu lernen“ [Josephine, 00:56:28-3].

Zumindest bis zum aktuellen Zeitpunkt – diese Wohnkonstellation ist erst einige Wochen alt – ist aufgrund unterschiedlicher Zugehörigkeiten eine Freundschaft oder ein unbeschwertes Kennenlernen unter den Geflüchteten der Mitbewohner*innen offenbar schwierig. Diese Erfahrung ist für Josephine neu und befremdlich – schließlich hat ihr neuer Mitbewohner es auch „geschafft“, sich ihr und den anderen etablierten Mitbewohner*innen gegenüber offen und freundschaftlich zu verhalten, obwohl auch sie eine andere Religion und Nationalität als er haben. Den *Neuen* gegenüber zeigt er sich jedoch reserviert, wenn auch hilfsbereit. Doch durch das Zusammenleben in der WG sind alle dazu gezwungen, aufeinander zuzugehen – eine Situation, die es in den Herkunftsländern so nicht gegeben hätte. Die Wohngemeinschaft ist damit eine Chance, das Leben in einer vielfältigen Gesellschaft zu üben und Vorurteile abzubauen – nicht nur zwischen Einheimischen und Geflüchteten, sondern auch unter Geflüchteten selbst, die wie bereits mehrfach in dieser Arbeit angesprochen, keine homogene Gruppe darstellen.

e) Veränderungen für das eigene Leben und persönliche Einstellungen

Ein*e Neuhinzukommende*r wird, wie Schütz zeigt, durch die bereits bestehende Gruppe in eine Krisensituation gebracht, da seine*ihre Relevanzsysteme durch die Konfrontation mit dem Neuen umgestürzt werden⁴⁸. Gleiches gilt jedoch auch für Mitglieder der In-Group, die sich der*dem Neuen zu öffnen versucht: Das Zusammenleben mit Mitbewohner*innen, die eine Fluchtgeschichte haben, sowie der Weg dorthin, hinterlässt Spuren bei den *etablierten* Mitbewohner*innen. Wie schon bei den Motiven der WGs, sich für Geflüchtete als Mitbewohner*innen zu entscheiden, deutlich wurde, kam es bei vielen zu einer Politisierung durch das vor allem mediale Aufkommen der Flüchtlingsthematik in Deutschland. Bei einigen wirkt der direkte Kontakt mit Geflüchteten daheim dabei verstärkend. Dazu gehört das Einnehmen einer kritischen Haltung gegenüber dem Staat bzw. den zuständigen Behörden. Teilweise stellt sich das Engagement einzelner, die Zivilgesellschaft, diesen entgegen. Hervorzuheben sind hier Greta und Daria. Greta ging schon zuvor auf Demos gegen die Abschiebepolitik und ist der Asylpolitik gegenüber kritisch eingestellt, was sich schon darin zeigt, dass sie in gewisser Weise einen rechtlich ausreisepflichtigen Geflüchteten beherbergt. Durch diesen, von der Abschiebung bedrohten, Mitbewohner wird sie sich darüber bewusst, wie sich eine Bleiberechtsentscheidung konkret auf ein

⁴⁸ Dieser Prozess auf Seiten der Geflüchteten kann in dieser Arbeit nicht weiter behandelt werden, da der Fokus auf den *etablierten* Mitbewohner*innen liegt und zur Perspektive der Geflüchteten selbst keine Daten in Form von Interviews, Ausnahme ist hier das Gespräch mit Rafik, erhoben wurden.

Lebensschicksal auswirkt und wie „krass UNFAIR“ [Greta, 00:38:49-1] die Situation für eine*n Geflüchtete*n sein kann. Ihr eigenes Engagement sieht sie eher im Bereich des verantwortungsvollen Konsums (und rückt damit den Blick auf Fluchtursachen). Hier wird auch ein kosmopolitisches Bewusstsein deutlich:

„[...] ich versuche, kein Flüchtlingsgrund zu sein, also ich versuche, so gut meinen Lebensstil wie möglich, also [...] so wenig wie möglich Fußabdrücke zu hinterlassen und keine Bürgerkriege zu unterstützen, und das ist mein Beitrag (Auflachen) [...] über... Containern bis hin zu Tausch... Klamottentausch...partys ähm... oder (...) Foodsharing [...] Konsumverweigerung ist das Beste, was man machen kann“ [Greta, 00:30:58-2].

Daria hat durch die Erfahrungen mit ihren Mitbewohner*innen mit Fluchterfahrung und den damit gewonnenen Einblick in das Asylsystem den Eindruck, besser für Diskussionen gewappnet zu sein. Sie fühlt sich nun persönlich angegriffen, wenn negativ über Geflüchtete gesprochen wird, da *Flüchtling* für sie nicht mehr abstrakt ist, sondern ein Merkmal, das Freund*innen von ihr tragen:

*„[...] vorher sowieso schon die... Berichterstattung in den Medien, fand ich ziemlich kritisch, was da gerade so passiert, und aber JETZT durch den Einblick, den ich bekommen habe, wie das dann tatsächlich abläuft, hat sich das dann bei mir auch noch mal total verschärft [...] dadurch, dass ich durch [die drei Mitbewohner*innen] einfach weiß, wie es in den Lagern auch teilweise abgeht, wie die Menschen da behandelt werden und auch viel mehr weiß über die Situation, in der sie vorher schon in [Land] waren [...] dass ich das einfach noch mal... viel kritischer sehe und auch noch mal viel motivierter bin, Menschen, die da jetzt irgendwie Hetze betreiben oder sonst was, was entgegen zu setzen. Also das war vorher schon so, dass ich mir so Stammtischparolen nicht angehört habe... aber... jetzt bin ich da halt schon auch noch mal vehementer, weil ich jetzt auch einfach das Gefühl habe, wenn jemand sowas sagt, sagt der halt was gegen meine Freunde. Also so dieser Begriff ‚Flüchtlinge‘ ist halt jetzt nicht mehr abstrakt, sondern das sind jetzt Freunde von mir“ [Daria, 00:59:33-4].*

Zum Zeitpunkt des Interviews, im Frühjahr 2016, wird in Deutschland über Vorfälle und ihre mögliche Vertuschung am Silvesterabend am Kölner Hauptbahnhof diskutiert – Geflüchtete stehen unter Verdacht, gegenüber Frauen sexuell übergriffig geworden zu sein. Von den Medien wird das Thema ausgiebig aufgegriffen⁴⁹, ist bis heute jedoch noch nicht vollständig aufgeklärt. Auch die WGs werden von den Vorkommnissen und der Berichterstattung tangiert – in den Interviews mit Daria, Antonia und Tobias und Sandra wird darauf Bezug genommen. Daria schildert, wie ihr das Gespräch und Zusammenleben mit Geflüchteten dabei hilft, die Ereignisse einzuordnen und Pauschalurteilen gegenüber Geflüchteten in der Öffentlichkeit entgegen zu treten:

„[...] es hilft einem einfach, zu verstehen, dass eben bei Weitem nicht alle Menschen, die zu uns kommen, so konservativ drauf sind, sondern dass es durchaus viele gerade junge Menschen auch kritisch sehen und es hilft aber halt auch zu verstehen, in was für ‘nem Gewissenskonflikt vielleicht viele Menschen sind, die hierherkommen. Also einfach mehr über die Situation in [Land] zu hören und wie man da so aufwächst und was man da so eingetrichtet bekommt [...] das hat mir halt auch total geholfen, diese ganzen Ereignisse, die jetzt da an Silvester passiert

⁴⁹ Für eine Medienanalyse der Berichterstattung über die Ereignisse in Köln vgl. Drüeke 2016.

sind... so 'n bisschen einzuordnen. Also ich will jetzt überhaupt niemanden entschuldigen [...] natürlich muss das irgendwie verfolgt werden und die müssen auch bestraft werden, aber ähm... also diese ganze Hetze, was dann irgendwie passiert ist, und auch schon wieder dieses Verallgemeinern und Generalisieren und die sind ja alle irgendwie so oder so... da geht man halt einfach nicht mehr mit. Da hat man 'nen stärkeren Standpunkt und kann aber sagen, 'neee aber, hört mal zu, ich kenn Leute und das ist so“ [Daria, 01:03:19-8].

Nicht nur den Medien, sondern auch den Behörden bringt Daria Misstrauen entgegen. In ihrer Wahrnehmung sind diese anonym, überfordert, bürokratisch und bisweilen sogar „fahrlässig“ [Daria, 00:10:31-8]. Der erste, sehr junge Mitbewohner wurde durch eine Umverteilung nach dem EASY-Verfahren aus seinem Umfeld und damit auch der WG herausgerissen und in ein anderes Bundesland geschickt; die beiden anderen hatten Probleme bei der Taschengeldauszahlung. Entsprechend hat bei ihr eine Bewusstseinsbildung für die Schwierigkeiten, die Geflüchtete im Amtsverkehr haben können, stattgefunden – eine Erfahrung, die sie auch anderen Mitbürger*innen wünscht, um mehr Verständnis aufzubringen:

„[...] dadurch kann man halt auch das, was teilweise in der Presse im Moment passiert, noch mal ganz anders bewerten, also auch so (...) Leute, die dann jetzt so schimpfen über die ganzen Menschen, die kommen [...] und dann kriegt man halt einfach mal mit, WIE schwierig das eigentlich alles ist, und ich mein, für mich ist das alles schon schwierig und frustrierend, so das Gefühl, ich komm da an keine Infos, keiner kann mir da irgendwie 'ne Auskunft geben, und jetzt sprech' ICH aber die Sprache... also WIE VIEL schwieriger muss das noch mal sein für jemanden, der auch noch ganz andere Erlebnisse hinter sich hat, der grade vielleicht in 'nem Camp wohnt unter richtig schlechten Bedingungen und dann noch die Sprache nicht so gut versteht [...] das ist auch sowas, wo ich mir denke: Boah, das [[jemanden bei sich einziehen lassen]] müssten viel, viel mehr Menschen machen, um da einfach auch mal so 'nen anderen, 'nen ganz anderen Einblick zu bekommen, wie sich das eigentlich anfühlt, ähm, hier in Deutschland als Flüchtling zu sein“ [Daria, 00:24:42-6].

Nicht für alle Wohngemeinschaften war der Kontakt zu den Behörden negativ: Bei Josephine, Esther und Antonia war es ein unkompliziertes Verhältnis. Antonia betont sogar, dass die Ämter froh um jeden freien Platz seien und private Unterbringung daher unterstützen und fördern [Antonia, 00:50:01-3].

Mehrere Bewohnerinnen berichten, durch das Zusammenleben mehr über andere Kulturen gelernt zu haben – bei manchen war es sogar der erste Kontakt mit jemandem aus dem jeweiligen anderen Land.

Josephine fasst ihre Lernerfahrungen folgendermaßen zusammen:

„Ich bin [...]vielleicht anders sensibel jetzt für... für verschiedene Kulturen [...] oder für andere Wertvorstellungen, wo ich auch manchmal dachte, Woah, das nervt mich jetzt, das macht mich voll sauer, aber wenn man dann... die Leute kennen lernt und [...] sich näher kommt ähm, dann ist es total spannend, was es alles so auf der Welt gibt und warum Sachen so oder so auf der Welt gemacht werden, ja und da bin ich wahrscheinlich schon... jaaa sensibler vielleicht für geworden“ [Josephine, 00:52:22-6].

Bei zwei Gesprächspartnerinnen wurde auch ein Denkprozess im Hinblick auf die eigene berufliche Orientierung angestoßen. Antonia, die angehende Lehrerin ist, hat angefangen, Türkisch zu lernen und

plant ein Auslandssemester in der Türkei – nachdem sie festgestellt hat, dass viele Geflüchtete diese Sprache sprechen. Daria denkt nun darüber nach, zukünftig beruflich mit Geflüchteten im Integrationsbereich tätig zu werden⁵⁰.

VI. WGs und Geflüchtete: Engagement oder normaler Alltag? Gast oder Mitbewohner*in?

Wie sich in der Arbeit immer mehr herauskristallisierte, ist die zentrale, immer wieder auszuhandelnde Frage, die sich bei den Wohngemeinschaften mit Geflüchteten stellt, wie die etablierten über die neuen Mitbewohner*innen denken und welche Rolle sie diesen und sich selbst zuschreiben. Dies kann auch als eine Schlüsselkategorie bezeichnet werden. Sie geht mit mehreren Fragen einher, auf die in den vorherigen Kapiteln bereits vorbereitet wurde: Sehen die WGs ihre Entscheidung für Geflüchtete als neue Mitbewohner*innen als besonderes Engagement an? Erhält der*die neue Mitbewohner*in einen Gaststatus oder ist er*sie *vollwertiges* Mitglied? Rückt er*sie in eine Sonderrolle oder findet ein *typisches* WG-Zusammenleben statt, bei dem allen Beteiligten auf Augenhöhe sind?

Bei vielen der WGs stand am Anfang der innere Drang, das Gefühl, angesichts der Präsenz der Situation, dass immer mehr Geflüchtete ankamen, gleichzeitig Abschottung und menschenfeindliche Positionen wahrgenommen wurden, handeln zu müssen. Privat aktiv zu werden und die eigene Wohnsituation zu verändern bzw. die Kriterien für die Auswahl der Menschen, mit denen man zusammenlebt. Hinzu kommt die Idee, dadurch ein Zeichen zu setzen und Veränderungen im Kleinen anzustoßen. In diesem Zusammenhang kann die Aufnahme Geflüchteter in der eigenen WG als ein zivilgesellschaftliches Engagement bezeichnet werden.

Dennoch ist hier etwas besonders, denn es geht um den privaten Raum, das eigene Leben. Außer in den Fällen, in denen der Zufall die WGs mit den Geflüchteten zusammenbringt – für die weitere Analyse lohnt es, sich noch einmal in Erinnerung zu rufen, dass dies Greta, Tobias und Sandra sowie in gewisser Weise Josephine bei den zwei neuesten Mitbewohnerinnen betrifft – wählen die WGs daher mit Bedacht. Sie lernen die potenziellen Neuen vorher kennen und führen Gespräche, die WG-Castings ähnlich sind. Dabei wandeln sie den üblichen Prozess jedoch ab, im Wissen darum, dass das Alltagswissen über WGs und damit auch den Bewerbungsprozess um ein Zimmer, nicht vorausgesetzt werden kann. Dies ist ein grundlegender Schritt für den Erfolg des Verfahrens – dem *Fremden* tritt

⁵⁰ „[...] das grundlegendste ist aber, dass ich grad meine Berufswahl noch mal n bisschen überdenke (Lachen) [...] ich überleg halt jetzt, ob ich nicht eher ‘nen Master in Richtung Pädagogik, Soziale Arbeit mache [...] und das dann wirklich auch beruflich zu machen. Weil ich einfach gemerkt habe... jaa, wie wichtig das ist, und das wird's ja die ganzen nächsten Jahre auch sein, das Thema Integration, wie schaffen wir es, dass die Menschen hier irgendwie gut ankommen [...] Jaa also von daher ist halt schon echt, ziemlich viel verändert (Lachen)“ [Daria, 01:08:42-5].

somit eine Gruppe gegenüber, die in der Lage ist, ihre eigenen Muster und Rezepte zu überdenken. Die WGs richten weniger Erwartungen an die neuen Mitbewohner*innen und setzen die Messlatte niedriger an als sie es bei Einheimischen machen würden. Auch ihre Erwartungen an das Zusammenleben sind verändert: Es wird von einer Andersartigkeit des*der Neuen ausgegangen aufgrund kultureller Unterschiede und dies von den WGs vorher auch besprochen.

Doch damit sind nur die Ausgangsbedingungen benannt. Für die Beantwortung der Forschungsfrage ist es grundlegend, zu betrachten, wie sich das Zusammenleben in den WGs konkret entwickelt, da sich erst in der Interaktion Rollen und Verhältnisse herausarbeiten. Dazu kommen Rahmenbedingungen, die sich ebenfalls auswirken: Besonders einflussreich ist der Aufenthaltsstatus, der sich auf die Finanzierung des Zimmers, die Dauer des Wohnangebots und die Beschäftigung der neuen Mitbewohner*innen auswirkt. Gibt es keine offizielle Finanzierung für das Zimmer – d.h. die Geflüchteten wohnen kostenlos – haben sie auch keinen Anspruch auf das WG-Zimmer, wie sie es in einem normalen WG-Wohnverhältnis mit Vertrag hätten. Damit geraten sie in Abhängigkeit vom guten Willen der *Stamm*bewohner*innen, die ihnen das Zimmer nur so lange zur Verfügung stellen müssen, wie es ihnen gefällt. Dies stellt einen großen Machtunterschied dar. Die Geflüchteten sind somit nur temporär aufgenommen⁵¹. Ebenso verhält es sich, wenn der Geflüchtete selbst über keinen Schlüssel verfügt und, da wenig Vertrauen besteht, immer quasi *unter Aufsicht* zuhause ist⁵². Eine Befristung des Mietzeitraumes ist bei Wohngemeinschaften keine Seltenheit (*Zwischenmiete*). Trotzdem ist sie hier problematisch: sie ist von den Geflüchteten nicht frei gewählt, außerdem haben diese in der Regel keine Perspektive, wo sie anschließend wohnen sollen⁵³. Auch, wenn es um alltägliche WG-Ausgaben geht, ist Geld, das für Asylsuchende knapp bemessen ist, ein kritischer Punkt. Neben der in Kapitel V, 3d genannten Gender-Problematik kommt es unter Umständen dazu, dass die WG den Geflüchteten bestimmtes Essen oder ein Kleidungsstück kauft, und somit eine von allen Beteiligten eher als unbehaglich wahrgenommene Geber-Empfänger-Beziehung kurzzeitig entsteht. Hinzu kommt der Beratungsbedarf, der während des Asylverfahrens häufig auftritt. Durch das Zusammenleben sind die einheimischen Mitbewohner*innen oft die ersten Ansprechpartner*innen für Fragen und Probleme. Sie können dadurch in eine Rolle als Helfende rücken, die sie für sich eigentlich ablehnen und die einen

⁵¹ Hier sei noch einmal auf die Textstelle verwiesen, in der Tobias erklärt, die beiden Mitbewohner*innen seien immer noch „keine Familie“, sondern „Geflüchtete, die wir aufnehmen“ (Kapitel V, 3b).

⁵² Dazu noch einmal Greta: „*er hatte nämlich eben KEINEN Schlüssel. Und das war ganz ganz furchtbar manchmal zwischendurch, dann kam ich zu spät und er hat dann schon ne halbe Stunde auf der Treppe gewartet... das tat mir unheimlich Leid*“ [00:14:02-8]. Das brüchige Vertrauensverhältnis zum neuen Mitbewohner äußert sich auch darin, dass der Geflüchtete bzw. seine Begleitung unter Verdacht gerät, als ein Ring in der WG verschwindet [Greta, 00:24:27-2].

⁵³ Dies ebenfalls aufgrund von Regelungen zum Wohnen für Asylsuchende im Prozess. In den Fällen hier wurden schließlich, durch gute Vernetzung, Anschlusswohnmöglichkeiten im Sinne der Geflüchteten gefunden.

Mehraufwand bedeutet – dies war auch einer der Punkte, der andere WGs von dem Schritt, eine*n Geflüchtete*n als Mitbewohner*in auszuwählen, abhielt⁵⁴.

Von besonderer Bedeutung ist dies, wenn es sich um junge Geflüchtete handelt. Letztendlich liegt es im Ermessen der jeweiligen WG-Bewohner*innen, zu entscheiden, wie sehr sie sich hier engagieren und die Neuen „an die Hand nehmen“, damit in gewisser Weise bevormunden oder nicht⁵⁵.

Ein weiterer Diskussionspunkt in den WGs kann sein, inwiefern die Mitbewohner*innen mit Fluchterfahrung anders behandelt werden sollen als die etablierten. Es kann zu einer positiven Diskriminierung kommen, indem – wie bei Daria – unter Verweis auf die schwierige Situation des Geflüchteten diesem mehr Nachsicht entgegengebracht wird, wenn Pflichten nicht nachgekommen wird⁵⁶. Gleiches gilt für die Tolerierung von „Macker“-Verhalten mit Verweis auf eine konservative Herkunft des Mitbewohners. Anhand eines Interviewausschnittes soll hier noch einmal illustriert werden, welche Herausforderung es für die WGs, trotz aller Vorsätze, gerade in Konfliktsituationen darstellen kann, die neuen Mitbewohner*innen gleichberechtigt in die WG einzubeziehen:

„[...] wir hatten uns ja zwar vorgenommen, das sollen gleichberechtigte Mitbewohner sein, aber letztendlich hat man trotzdem immer so 'n bisschen im Kopf, so, ok, wir sind halt jetzt diejenigen, die die aufgenommen haben und man neigt so 'n bisschen dazu, dann Sachen untereinander zu besprechen... und eigentlich wär's da viel notwendiger gewesen, das wirklich auch als WG zu machen [...] ich glaube, das ist auch so 'ne Herausforderung, wenn man Leute ähm aufnimmt... grade wenn man erst mal sagt, es ist so 'ne begrenzte Zeit, dass die halt nicht nur so 'n Gästestatus bekommen! Sondern man wirklich sagt, 'Nee, wir sind jetzt EINE Gemeinschaft und wir klären das auch gemeinschaftlich' [...] das hatten wir bei [junger Mitbewohner] halt auch noch mehr, dadurch, dass er so KLEIN war sozusagen, dass wir teilweise die Tendenz hatten, zu sagen: 'Ja das besprechen wir mal mit [Frau, bei der er zuvor gewohnt hat]' und uns dann selbst teilweise am Riemen reißen mussten, 'Nee das besprechen wir NICHT mit [Frau, bei der eher zuvor gewohnt hat], das besprechen wir mit [junger Mitbewohner] so' (Lachen), also... ich glaub, das ist so 'ne Herausforderung... da sich wirklich auch auf einer Stufe... zu sehen so“ [Daria, 01:13:11-3].

Kommunikation stellt eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen des Zusammenlebens dar – unausgesprochene Erwartungen hingegen eine Stolperfalle für ein für alle zufriedenstellendes WG-Leben. Für selbstverständlich genommen werden von den WGs etwa gemeinsame Aktivitäten und das Nutzen des Wohnzimmers als Gemeinschaftsraum. Den Geflüchteten ist dies, wie sich gezeigt hat, oft nicht bewusst. Ein Grund dafür liegt in fehlenden eigenen WG-Erfahrungen bzw. befanden sie sich bisher nicht in einem sozialen Umfeld, in dem Wohngemeinschaften üblich waren.

⁵⁴ Vgl. dazu die Ausführungen von Esther im Kapitel zur Auswahl der Mitbewohner*innen.

⁵⁵ „Und dann war das halt auch schwierig, also das war dann genau so 'ne Frage, so, okay, wie sehr nehmen wir das jetzt in die Hand, wie sehr kümmern wir uns jetzt um seine Angelegenheiten [...] wo wir dann letztendlich gesagt haben, MEHR als versuchen, ihn darauf hinzuweisen und ihm auch Angebote zu machen kann man ja letztendlich nicht“ [Daria, 00:20:26-7].

⁵⁶ Vgl. hierzu die Abwasch-Episode in Kapitel V, 3b.

Die geringen Kenntnisse über das Zusammenleben in einer Wohngemeinschaft beschränken sich jedoch nicht auf die Geflüchteten⁵⁷. Während sich die Erwartungen an eine WG in den Wohnkonstellationen der jungen Leute weitgehend deckten (gemeinschaftlich, am Leben der anderen teilhaben, familienähnlich, gleichzeitig Freiraum), hatte das Ehepaar davon höchst abweichende Vorstellungen. In ihrer Wahrnehmung ist in einer WG das eigene Zimmer als „eigenes Reich“ der wichtigste Ort. Gleichzeitig verfügen sie in ihrem Haus natürlich über Gemeinschaftsräume wie das Wohnzimmer mit Küche, sehen diese jedoch als „belagert“ an durch den Aufenthalt der Mitbewohner*innen. Hier zeigt sich sehr stark der Kontrast zu einer WG: Den Mitbewohner*innen wird nicht auf Augenhöhe begegnet, sie haben zwar Zugang zu den Räumen, dies wird von den Hausherrn jedoch als eher störend empfunden. Es ist klar, wem der Wohnraum gehört und wer dort Gast ist. Dies wird erst im Laufe der Zeit ausgesprochen⁵⁸, schwebt jedoch schon zuvor im Raum, auch wenn das Ehepaar sichtlich bemüht ist, für ein Wohlfühlen der Mitbewohner*innen zu sorgen⁵⁹. Solche Unterscheidungen treten in einer WG nicht auf – während jeder sein eigenes Zimmer hat, sind die restlichen Räume für alle gleichermaßen offen und eine gemeinsame Nutzung ausdrücklich erwünscht.

Schließlich ist noch einmal auf soziale Rollen zurückzukommen. Diese können sich im Laufe der Zeit wandeln. Von der Ausgangssituation her fand eine Unterscheidung statt, ähnlich der Figuration von Etablierten und Außenseitern: Die neuen Mitbewohner*innen sind Geflüchtete, die alten Einheimische. Damit verbunden ist ein bestimmtes Bild von *Flüchtlingen*, von dem die WGs sich zu lösen versuchen. Deutlich wird dies etwa, wenn Daria und ihre Mitbewohnerin vom „hipstermäßigen“ Auftreten eines Einzugs kandidaten überrascht werden und von dessen Ablehnung des WG-Zimmers. Die vorher bestehende Annahme, alle Geflüchteten würden um jede Art von Unterkunft überglücklich sein, muss hier aufgegeben werden. Das Labeling, wenn von *Flüchtlingen* gesprochen wird, bleibt jedoch präsent. Dafür lässt sich beobachten, dass das Merkmal *geflüchtet* für die WG-Mitbewohner*innen an Bedeutung verliert. Daria etwa erklärt, dass ihre ehemaligen Mitbewohner*innen nun ihre Freunde sind und keine *Flüchtlinge* mehr. Die Konstellation *Etablierte* vs. *Außenseiter* entfaltet hier keine Wirkung mehr, sie wird durch das gemeinsame Leben aufgebrochen. Interessant ist auch zu sehen, wie durch den Einzug neuer Mitbewohner*innen der Mitbewohner Rafik zu einem *Etablierten* werden kann⁶⁰. Er baut nicht etwa eine besondere Nähe zu den beiden ebenfalls

⁵⁷ Man kann drei Arten von Erfahrungen zu WGs unter den Geflüchteten in dieser Arbeit unterscheiden: Erstens die, die vor dem Einzug überhaupt kein Wissen dazu hatten; zweitens jene, die bereits in einer WG in Deutschland gelebt hatten, aber dort keine guten Erfahrungen gesammelt hatten; und drittens Leute, die anderswo bereits mit Menschen außerhalb der eigenen Familie Wohnraum geteilt hatten.

⁵⁸ Hier sei verwiesen auf die Situation, in der Tobias die Abgrenzung „Familie“ vs. „Flüchtlinge, die man aufnimmt“ vornimmt (Kapitel V, 3b).

⁵⁹ So heißt es zur Begrüßung: „*Unser Haus ist euer Haus*“ [Tobias, 00:34:15-1].

⁶⁰ Damit ist er für die Gruppe auch kein Fremder mehr. Stattdessen hat sich durch ihn auch die Gruppe gewandelt. Ein banales Beispiel hierfür ist die neue Gewohnheit der WG, dass das Essen ausgeteilt wird.

geflüchteten Mitbewohnerinnen auf, sondern grenzt sich von diesen eher ab. Er nimmt die Rolle eines *Helfenden* ein, indem er unter den Bewohner*innen die Alltagskommunikation übersetzt.

Hierbei gibt es zwei Ausnahmen, die die beiden Wohnkonstellationen betreffen, bei denen der *Hilfe*-Aspekt besonders im Vordergrund stand. Zum einen bei Greta, deren Wohnen wenig harmonisch war: Während sie ihren besten Freund nicht als *Flüchtling* wahrnimmt, steht beim Sprechen über ihren ehemaligen Mitbewohner diese Eigenschaft eindeutig im Vordergrund. Zum anderen bei Sandra und Tobias: Sie bezeichnen rückblickend ihre Mitbewohner*innen als „Luxus-Flüchtlinge“ [Sandra, 01:02:14-2] und hatten eigentlich den Anspruch, sich um „Bedürftige“ zu kümmern – eine Erwartung, die ihre Mitbewohner*innen nicht erfüllen⁶¹. Auch an dieser Stelle zeigt sich, dass das Zusammenleben in dieser Wohnkonstellation nicht wirklich auf eine Gleichberechtigung ausgelegt ist – statt einem Miteinander auf Augenhöhe wird von den Geflüchteten erwartet, hilfsbedürftig zu sein, während die Etablierten eine Helfer*innen-Rolle einnehmen (wollen).

Die Grenze zwischen Helfen und freundschaftlichem Miteinander muss jedoch nicht scharf gezogen sein, wie der Fall von Antonia zeigt. Diese verweist zwar immer wieder auf das Helfen, etwa als sie nach Ende des Interviews äußert, beim Hören der Geschichten der Geflüchteten am liebsten die ganze Welt retten zu wollen und sich daher nun zumindest um ein paar zu kümmern. Gleichzeitig besteht aber ein neuer Freundeskreis aus vielen Geflüchteten, mit denen sie einfach gerne Zeit verbringt. Auch ihre WG sieht sie als eine Wohnkonstellation auf Augenhöhe – zumindest zwischen ihr und der erwachsenen Mitbewohnerin – an. Durch den Einzug von drei neuen Mitbewohner*innen, die noch dazu eine Familie bilden, werden in diesem Fall Konzepte von *Außenseitern* und *Etablierten* oder auch dem Gruppen-*Fremden* auf den Kopf gestellt. Für alle in dieser Wohngemeinschaft ist die Situation neu und muss ausgehandelt werden.

Wie in diesem Kapitel deutlich wird, ist die Situation von Wohngemeinschaften mit Geflüchteten besonders gegenüber sonstigen WGs. Während die Motivationen für die Auswahl von Geflüchteten als Mitbewohner*innen auf ein Engagement verweisen, zeigt der Auswahlprozess, dass passende Mitbewohner*innen gesucht werden, es sich also nicht (nur) um eine *gute Tat* handeln soll, sondern ein gutes Zusammenleben für alle angestrebt wird. Einen starken Kontrast hierzu stellt das Ehepaar

⁶¹ Dies ist ein Punkt, mit dem die beiden durchaus hadern. Sandra erklärt hierzu: „*es gibt wirklich Bedürftigere [...] unsere Idee war natürlich schon, eigentlich jemanden aufzunehmen... der einfach sehr bedürftig ist. Also es ging auch immer darum, dass Leute sich ausruhen sollen, mal zu Kräften kommen sollen, ankommen sollen, und das alles in 'ner netteren Atmosphäre als in 'ner Turnhalle oder sowas.*“ [Sandra, 01:03:34-2]. Tobias greift dieses Thema noch einmal auf: „*Ja wie [Sandra] schon sagte, so unsere Idee war eigentlich von Anfang an, GÄNZLICH andere Leute ja, reinzuholen [...] So Leute die richtig durch sind, dass die sich mal hier erholen, zu Kräften kommen und DANN irgendwann mal, wenn es gut genug ist, dass wir denen sagen, so, jetzt seid ihr fit, könnt ihr gehn, der Nächste bitte [...] dass die Leute hier mal zu Kräften kommen*“ [Tobias, 01:07:06-4].

dar. Mit dem Einzug werden in den Wohngemeinschaften Rollen neu ausgehandelt: Es wird von Seiten der „alten“ WG-Mitbewohner*innen versucht, das Zusammenleben möglichst normal zu gestalten, den*die Neue*n als Mitbewohner*in wie jede*n andere*n zu behandeln. Gleichzeitig wurden diese jedoch aufgrund des Merkmals *geflüchtet* gezielt zum Mitwohnen ausgewählt und bringen entsprechend neue Erwartungen, Herausforderungen und Themen in die Wohngemeinschaft mit. Vor allem die Rahmenbedingungen, die zum größten Teil mit dem rechtlichen Status der geflüchteten Menschen zusammenhängen, sind hier ein Faktor, der zu Machtungleichheiten unter den Mitbewohner*innen beiträgt. Es kommt daher zu einem Balanceakt zwischen Gleichbehandlung und Sonderbehandlung, zwischen der Rolle als Mitbewohner*in und Gast. In den Wohngemeinschaften, die bereits zuvor bestanden, gelingt es besser, gleichberechtigt miteinander zu leben als im Fall des Ehepaares, das an kein gemeinschaftliches Wohnen gewöhnt war und andere Vorstellungen zu WGs hatte. Kann eine WG keine Übereinstimmung bei der Frage nach dem Umgang mit den neuen Mitbewohner*innen mit Fluchterfahrung erreichen, wie im Fall von einer Wohngemeinschaft gesehen, kann auch das Weiterbestehen einer vormals erfolgreichen WG gefährdet sein.

VII. Fazit und Ausblick

Durch die Entwicklung der *Flüchtlingsthematik 2015/16* stellt sich eine altbekannte Problematik: Neue Menschen stoßen zu einer Gruppe neu hinzu, die sich diesen erst einmal verschließt. In diesem Fall auf der einen Seite die Mehrheitsgesellschaft, auf der anderen Seite Geflüchtete. Während die *Etablierten* sich in gewisser Weise durch den Zeitvorsprung eine Gruppenidentität zulegen konnten, sind die *Neuen* äußerst heterogen zusammengesetzt. Es kommt zu einer – nicht nur räumlichen – Abschottung. Soweit die Theorie und oft beobachtete Praxis – nach Elias. Wie in dieser Arbeit aber gezeigt wurde, muss sich dieser Prozess nicht zwangsläufig auf diese Weise entwickeln.

Eine gut aufgestellte Zivilgesellschaft – in all ihren Facetten – kann von unten vieles bewegen und aus der oben beschriebenen Dynamik ausbrechen, indem ein Solidaritätsdenken jenseits von Grenzen etabliert wird. Möglich wird dies durch Kosmopolitisierung: Konfrontiert mit einer immer besser vernetzten Welt, vorangetrieben durch mediale Berichterstattung, entwickelt sich ein Gefühl der gegenseitigen Verantwortlichkeit. Dies kann zu einem Handeln auf transnationaler Ebene führen wie bei der Alternative-Globalisierungs-Bewegung oder ein auf den lokalen Raum bezogenes Handeln sein. Wichtige Akteure können hier auch kleine Einheiten wie Wohngemeinschaften sein, die sich dafür entscheiden, ein Zimmer einer geflüchteten Person zur Verfügung zu stellen. Die Beweggründe hierfür sind vielfältig. Besonders hervor sticht die von einer kosmopolitischen Empathie getragene gefühlte Verpflichtung, etwas gegen Isolation, Abschottung und schlechte Wohnbedingungen von Geflüchteten zu tun. Dazu kommt der Wille, in Zeiten politischer Radikalisierung ein Zeichen zu setzen und

Veränderungen anzustoßen. Gemischt ist dies mit einer Neugierde, andere Kulturen, Sprachen und Speisen kennenzulernen.

Die in Deutschland etablierte Wohnform WG mit ihren ideologischen Wurzeln als Gegenmodell zur Kernfamilie ist heute hauptsächlich unter Studierenden üblich. Sie stellt sowohl ein ökonomisches als auch soziales Arrangement dar und zeichnet sich aus durch Flexibilität, Fluktuation und Freiheit, aber auch Verpflichtungen. Damit ist diese Wohnform besonders geeignet für ein erfolgreiches Zusammenwohnen von Einheimischen und Geflüchteten: Quasi aus ihrer Natur heraus stellt eine WG keine starre Gruppe dar, sondern ist durch die hohe Flexibilität der Bewohner*innen Veränderungen gewohnt. Mit jeder neuen Person verändert sich auch ihr Gefüge. Zur Entwicklung von Kosmopolitismus wird eine gewisse Offenheit gegenüber Andersartigkeit benötigt. Wohngemeinschaften können diese aufbringen, da sie aus ihrer Konzeption heraus den Individuen größtmögliche Freiheit bei einer gleichzeitigen sozialen Einbettung bieten. Dazu sind sie auf Gleichberechtigung und Hierarchiefreiheit ausgelegt. Gerade durch die oft erwünschte Unterschiedlichkeit der Bewohner*innen und einen offenen Umgang mit Konflikten ist eine Wohngemeinschaft darüber hinaus ein Lernort. Sie kann eine Vorbereitung bzw. ein Vorgeschmack im Kleinen auf eine von Diversität geprägte Gesellschaft sein. In ihr kann gerade durch Neuangekommene eine *Musterbeziehung* eingeübt werden, die aber – wie sich gezeigt hat – nicht von der Distanz geprägt ist, wie sie im Kontext Ehrenamtliche – Geflüchtete auftritt, da die gesellschaftliche Stellung im WG-Kontext in den Hintergrund gerät. Die Vorteile und Besonderheiten von Wohngemeinschaften zeigten sich nicht zuletzt durch die Kontrastierung mit einem Ehepaar, das Geflüchtete bei sich einziehen ließ.

Die Wohngemeinschaften sind, wie in der Arbeit herausgestellt, vor eine Vielzahl an Herausforderungen gestellt. Diese beginnen bei der Umsetzung des Plans, Zimmer an Geflüchtete zu vermieten. Um Mitbewohner*innen mit Fluchterfahrung zu finden, nahmen die meisten WGs viele Mühen auf sich und unternahmen mehrere Versuche. Die erste Schwierigkeit bestand darin, mit interessierten Geflüchteten in Kontakt zu kommen; die zweite darin, dass Alltagswissen zu WGs aufgrund der begrenzten Bekanntheit dieser Wohnform außerhalb Deutschlands nicht vorausgesetzt werden kann und daher der übliche Prozess (ein Casting) abgewandelt werden musste. Umgesetzt werden konnte der Plan schließlich in allen Fällen aufgrund der guten Vernetzung der WGs mit verschiedenen zivilgesellschaftlichen Akteuren, aber auch Behörden und Ämtern. Zwar sind die heutigen WGs von ihren ideologischen Wurzeln gelöst, doch trotzdem zeigt sich in dieser Vernetzung ein politisches und gesellschaftliches Engagement der Wohngemeinschaften, indem sich Gleichgesinnte zusammentun, miteinander in Austausch treten und zum Beispiel ein Zeichen für eine offene Gesellschaft setzen wollen.

Die Vorstellungen der Wohngemeinschaften vom Zusammenleben sind recht ähnlich: ein Teilhaben am Leben der Anderen und ein Gemeinschaftsgefühl sind wichtige Aspekte der WGs. Einen starken Kontrast bildet hierzu das aufnehmende Paar, das eine andere Definition von Wohngemeinschaft hat. Die Geflüchteten, die einzogen, hatten in der Regel keine konkreten Vorstellungen vom Zusammenleben, da sie in der Mehrzahl über keine Vorerfahrungen im Wohnen außerhalb des Familienkontextes verfügten. Entsprechend trafen sie auf unausgesprochene Erwartungen, die zu Missverständnissen führen konnten. Ein wichtiger Baustein für ein gelungenes Zusammenleben ist daher eine möglichst offene Kommunikation. Wo diese nicht stattfand, scheiterte ein für alle zufriedenstellendes Zusammenleben.

Ein äußerer Faktor, der das normale WG-Leben erschwert, ist die Unsicherheit in Bezug auf Aufenthaltstitel und damit verbunden die Frage nach der Finanzierung, der Dauer des Wohnarrangements oder einer Beschäftigung und damit Alltagsstrukturierung. In den WGs gab es durch die neuen Mitbewohner*innen auch einige Veränderungen: Themen wie Gender, Religion oder Krieg waren in den WGs präsent. Es kam zu einer Sensibilisierung im Hinblick auf Politik, Medien und Zivilgesellschaft – einige der Interviewten nehmen bei sich nun einen geschärften Blick wahr und engagieren sich mehr, wirken damit auch als Multiplikatorinnen für Kulturverständigung und gegen Vorurteile. Für zwei Frauen haben sich sogar eigene berufliche Pläne gewandelt.

Eine Herausforderung liegt dazu im Finden der eigenen Rolle und in der Zuschreibung der Rollen für die anderen in der Wohngemeinschaft. Das Bemühen, die Mitbewohner*innen mit Fluchterfahrung als gleichberechtigte Mitbewohner*innen zu behandeln, steht vor allem mit Rahmenbedingungen im Konflikt, die diese zu Schutzbedürftigen machen können oder ihnen nur einen Gaststatus zuweisen. Die meisten WGs sehen sich auf Augenhöhe mit den geflüchteten Mitbewohner*innen, im besten Fall als Freund*innen, und nicht als Helfende, in der Flüchtlingsarbeit Engagierte. Die Rollen in einer WG sind nicht auf ewig festgeschrieben, sondern flexibel. Mit dem Einzug eines neuen WG-Mitglieds werden die Rollen wieder neu verteilt – so kann das Hinzukommen von neuen Mitbewohner*innen mit Fluchterfahrung einen vormals *Neuen* zum *Etablierten* werden lassen.

Die in dieser Arbeit interviewten WG-Bewohner*innen sind in gewisser Weise Pionier*innen: Zum Erhebungszeitpunkt war es sehr schwierig, Wohngemeinschaften, in denen geflüchtete Menschen mit Einheimischen zusammenleben, ausfindig zu machen. Es ist aber davon auszugehen, dass solche WG-Konstellationen zunehmen werden, umso mehr Zeit nach der Ankunft der Geflüchteten vergangen ist und diese die Wohnform WG vermehrt – z.B. über positive Berichte von Landsleuten oder die Aufnahme eines Studiums in Deutschland und damit den Zugang zum studentischen Umfeld – kennenlernen werden. Auch eine Klärung der rechtlichen Situation (Aufenthaltstitel) kann den Einzug

in eine Wohngemeinschaft erleichtern – dies war bei den interviewten WGs immer wieder ein (finanzielles) Problem.

Nachdem in dieser Arbeit speziell ein Augenmerk auf die *Stamm*-WGs und ihre Veränderungen durch die neuen Mitbewohner*innen gelegt wurde, wäre es für weitere Forschung interessant, die Sicht von WG-Bewohner*innen mit einer Fluchterfahrung zu erheben: Was bewegt sie dazu, in eine Wohngemeinschaft zu ziehen? Wie ordnen sie das Zusammenleben ein? Handelt es sich um eine gewünschte Wohnform oder dominiert nach dem Aufenthalt in Notunterkünften oder Gemeinschaftsunterkünften der Wunsch, alleine zu wohnen? Weiterhin wäre ein Vergleich mit Wohngemeinschaften mit internationalen Studierenden interessant – sind die Auswahlmotive der WGs ähnlich und welche besonderen Herausforderungen stellen sich im Zusammenleben?

Mit Blick auf die Integrations-Herausforderungen der nächsten Jahre, in denen den neuangekommenen Geflüchteten ein Weg heraus aus Notunterkünften und Erstaufnahmeeinrichtungen zu ermöglichen ist, stellt sich auch die Frage, inwiefern integrative und gleichzeitig nicht-pädagogische Wohnformen wie Wohngemeinschaften gefördert werden können. Dies insbesondere aus dem Grund, dass sie, wie in dieser Arbeit gezeigt, einen Übergang in ein alltägliches Leben in der Gesellschaft, ohne das Label *Flüchtling* mit Sonderbehandlung, befördern können. Schließlich ist es auf Ebene der Gesellschaft für die Entwicklung eines guten Miteinanders von Bedeutung, ob Geflüchteten eine Begegnung auf Augenhöhe und Teilhabe ermöglicht wird. Wohngemeinschaften wie die hier untersuchten erlauben einen kleinen Ausblick darauf, wie in diesem Sinne der Weg zu einer offenen Gesellschaft gestaltet werden kann.

VIII. Literaturverzeichnis

Adloff, Frank (2005): Zivilgesellschaft. Theorie und politische Praxis. Campus Verlag, Frankfurt am Main.

Ahrens, Petra-Angela (2016): Skepsis oder Zuversicht? Erwartungen der Bevölkerung zur Aufnahme von Flüchtlingen zwischen November 2015 und August 2016. Sozialwissenschaftliches Institut der Evangelischen Kirche in Deutschland, Hannover. Online abrufbar unter:
<http://www.ekd.de/fluechtlingsstudie-2016.pdf>.

BAMF (2016): Ablauf des deutschen Asylverfahrens. Ein Überblick über die einzelnen Verfahrensschritte und rechtlichen Grundlagen. Referat Öffentlichkeitsarbeit, Interne Kommunikation des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge, Nürnberg. Online abrufbar unter:
<http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Broschueren/das-deutsche-asylverfahren.html?nn=6077414>.

Beck, Ulrich (2004): Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden. Suhrkamp, Frankfurt am Main.

BMBF (2013): Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2012. 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks, durchgeführt durch das HIS-Institut für Hochschulforschung. Elke Middendorff, Beate Apolinarski, Jonas Poskowsky, Maren Kandulla, Nicolai Netz.

Brinkmann, Svend/Kvale, Steinar (2015): InterViews. Learning the Craft of Qualitative Research Interviewing. Third Edition, SAGE Publications, Los Angeles (u.a.).

Daphi, Priska (2016): Zivilgesellschaftliches Engagement für Flüchtlinge und lokale "Willkommenskultur". In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 14-15, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, S. 35 – 39.

Drüeke, Ricarda (2016): Die Berichterstattung in ARD und ZDF über die Silvesternacht 2015/16 in Köln. Gunda-Werner-Institut der Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin, November 2016. Online abrufbar unter: https://www.boell.de/sites/default/files/http_www.gwi-boell.de_sites_default_files_web_161122_e-paper_gwi_medienanalysekoeln_v100.pdf.

Elias, Norbert/Scotson, John L. (2016): Etablierte und Außenseiter. 8. Auflage 2016, Suhrkamp, Frankfurt am Main.

GESIS (2015): ALLBUS 2014 – Variable Report, Studien-Nr. 5240, GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften, Köln.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (2010): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. 3., unveränderte Auflage, Verlag Hans Huber, Bern.

Han-Broich, Misun (2012): Ehrenamt und Integration. Die Bedeutung sozialen Engagements in der (Flüchtlings-)Sozialarbeit. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Hannemann, Christine (2014): Zum Wandel des Wohnens. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 20-21, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, S. 36 – 43.

Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (1996): Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens, Juventa Verlag, Weinheim – München.

- Hermanns, Harry (2005):** Interviewen als Tätigkeit. In: Flick et al.: Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbeck, S. 360 – 368.
- IAB (2016):** IAB – Forschungsbericht 14/2016, Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit, Nürnberg.
- Karakayali, Serhat/Kleist, J. Olaf (2015):** EFA-Studie: Strukturen und Motive der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit in Deutschland, 1. Forschungsbericht: Ergebnisse einer explorativen Umfrage vom November/Dezember 2014. Berliner Institute für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM), Humboldt-Universität zu Berlin.
- Karakayali, Serhat/Kleist, J. Olaf (2016):** EFA-Studie 2: Strukturen und Motive der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit in Deutschland, 2. Forschungsbericht: Ergebnisse einer explorativen Umfrage vom November/Dezember 2015. Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM), Humboldt-Universität zu Berlin.
- Krause, Ulrike (2016):** „It seems you don't have identity, you don't belong“. Reflexionen über das Flüchtlingslabel und dessen Implikationen. In: Zeitschrift für Internationale Beziehungen. 23. Jg (2016), Heft 1, Baden-Baden, S. 8 – 37.
- Kurasawa, Fuyuki (2004):** A Cosmopolitanism from Below: Alternative Globalization and the Creation of a Solidarity without Bounds. In: European Journal of Sociology 45, 2 (2004), S. 233 – 255.
- Merx, Andreas/Ruster, Jakob/Szukitsch, Yvonne (2013):** Willkommens- und Anerkennungskultur. In: Migration und Integration in Deutschland. Begriffe – Fakten – Kontroversen. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, S. 248 – 250.
- Neue deutsche Medienmacher (2015):** Glossar der Neuen deutschen Medienmacher. Formulierungshilfen für die Berichterstattung im Einwanderungsland, Berlin.
- Oltmer, Jochen (2016):** Deutschland, Europa und die globale Flüchtlingsfrage: Die Geschichte der Gegenwart. In: Heimbach-Steins, Marianne (Hrsg.): Begrenzt verantwortlich? Sozialethische Positionen in der Flüchtlingskrise. Herder Verlag, Freiburg, S. 12 – 23.
- Peuckert, Rüdiger (2012):** Familienformen im sozialen Wandel. 8. Auflage, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- Rosenthal, Gabriele (2005):** Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Juventa Verlag, Weinheim und München.
- Schütz, Alfred (1972):** Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: Gesammelte Aufsätze II – Studien zur soziologischen Theorie. Hrsg. von Awid Brodersen, The Hague, Niederlande, S. 53 – 69.
- Spiegel, Erika (1986):** Neue Haushaltstypen. Entstehungsbedingungen, Lebenssituation, Wohn- und Standortverhältnisse. Campus Verlag, Frankfurt/Main, New York.
- Statistisches Bundesamt (2016):** Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Haushalte und Familien. Ergebnisse des Mikrozensus. Fachserie 1 Reihe 3 – 2015, Wiesbaden.
- Steinführer, Annett/Haase, Annegret (2009):** Flexible-inflexible: socio-demographic, spatial and temporal dimensions of flat sharing in Leipzig (Germany). In: GeoJournal 74, S. 567 – 587.
- Strübing, Jörg (2014):** Grounded Theory. Qualitative Sozialforschung. 3., überarb. u. erw. Auflage, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

Sundermeyer, Olaf (2015): PEGIDA und die Radikalisierung von rechts – Beobachtungen einer menschenfeindlichen Bewegung. In: Meltzer, Ralf/ Molthagen, Dietmar (Hrsg): Wut, Verachtung, Abwertung: Rechtspopulismus in Deutschland, Bonn, S. 167 – 177.

UNHCR (1951/1967): Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge vom 28. Juli 1951/Protokoll über die Rechtsstellung der Flüchtlinge vom 31. Januar 1967. Online abzurufen unter: http://www.unhcr.de/fileadmin/rechtsinfos/fluechtlingsrecht/1_international/1_1_voelkerrecht/1_1_1/FR_int_vr_GFK-GFKundProt_GFR.pdf.

UNHCR (2016): Global Trends. Forced Displacement in 2015. Online abzurufen unter: https://www.uno-fluechtlingshilfe.de/fileadmin/redaktion/Infomaterial/global_trends_2015.pdf.

Wendel, Kay (2014): Unterbringung von Flüchtlingen in Deutschland. Regelungen und Praxis der Bundesländer im Vergleich, Förderverein PRO ASYL e. V., Frankfurt am Main.

Wohlrab-Sahr, Monika/Przyborski, Aglaja (2014): Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch. 4., erw. Auflage, Oldenbourg Wissenschaftsverlag, München.

Young, Iris Marion (2000): Inclusion and Democracy. Oxford University Press.

Zick, Andreas/Krause, Daniela/Küpper, Beate (2015): PEGIDA in den Köpfen – wie rechtspopulistisch ist Deutschland? In: Meltzer, Ralf/ Molthagen, Dietmar (Hrsg): Wut, Verachtung, Abwertung: Rechtspopulismus in Deutschland, Dietz, Bonn, S. 21 - 43.

Internetquellen (jeweils zuletzt abgerufen am 4.1.2017):

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge - BAMF (2016): Schutzformen: <http://www.bamf.de/DE/Fluechtlingschutz/AblaufAsylv/Schutzformen/schutzformen-node.html>.

Bundesministerium des Innern - BMI (2016): <http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Pressemitteilungen/DE/2016/09/asylsuchende-2015.html>.

Bundeszentrale für politische Bildung – BpB (2016): Alternative für Deutschland. AfD: <https://www.bpb.de/politik/grundfragen/parteien-in-deutschland/211108/afd>.

Condrobs: <http://www.condrobs.de/einrichtungen/muenchen/integrationsprojekt-kistlerhofstrasse/>.

Engelmann, Claudia (2016): Sichere Herkunftsländer: <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdoziers/227456/sichere-herkunftslander?p=all>.

Factsheet Flüchtlinge Willkommen: http://www.fluechtlinge-willkommen.de/wp-content/downloads/FW_Pressekonferenz_Factsheet_DE.pdf.

Flüchtlinge Willkommen: <http://www.fluechtlinge-willkommen.de/>.

Flüchtlinge Willkommen (2016): Statistiken: https://www.fluechtlinge-willkommen.de/wp-content/downloads/FW_Statistiken_2014-2016.pdf.

Gesellschaft für Deutsche Sprache (2015): <http://gfds.de/wort-des-jahres-2015/>.

Grandhotel Cosmopolis - Konzept: <http://grandhotel-cosmopolis.org/de/konzept/>

Grandhotel Cosmopolis – Hotel mit Asyl: <http://grandhotel-cosmopolis.org/de/hotel/hotel-mit-asyl/>.

Kothen, Andrea (2016): Sagt man jetzt Flüchtlinge oder Geflüchtete?: <https://www.proasyl.de/hintergrund/sagt-man-jetzt-fluechtlinge-oder-gefluechtete/>.

Pro Asyl (2015): <https://www.proasyl.de/hintergrund/asylpaket-i-in-kraft-ueberblick-ueber-die-ab-heute-geltenden-asylrechtlichen-aenderungen/>.

Pro Asyl (2016): <https://www.proasyl.de/news/2015-dramatischer-anstieg-von-gewalt-gegen-fluechtlinge/>.

Pro Asyl (2016): Schlaglichter: <https://www.proasyl.de/hintergrund/schlaglichter2015/>.

Relaio (2016): Flüchtlinge Willkommen im Interview: <http://www.relaio.de/assets/pdf/interview-fluechtlinge-willkommen.pdf>.

Refugio: <http://www.refugio.berlin/>.

Sprachkritische Aktion Unwort des Jahres (2015): http://www.unwortdesjahres.net/fileadmin/unwort/download/pressemitteilung_unwort2015_neu.pdf.

IX. Anhang

Transkriptionslegende

(Die Transkripte der sieben Interviews befinden sich auf dem beigelegten Datenträger)

...	= kurze Pause
(...)	= lange Pause
[...]	= Stelle herausgekürzt
[Name]	= Anonymisierung durch die Verfasserin
[[Anmerkung]]	= erklärende Ergänzung durch die Verfasserin
BETONT	= betonte Silbe/Worte
I	= Interviewerin
(seufzen)	= außersprachliche Handlungen
(???)	= unverständliche Stelle